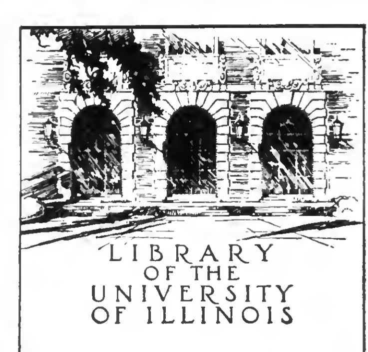
Gabriele Reuter

Der Lebenskünstler



Der Lebenskünstler.

GABRIELE REUTER

Der Lebenskünstler

Berlin
S. Fischer, Verlag
1897.

Inhalt:

Der Lebenskünstler.



Bernhard Althaus hatte Frau Gerwin auf die Wange geküßt. Warum soll ein guter Freund seine gute Freundin nicht auf die Wange küssen, wenn er für ein Vierteljahr von ihr Abschied nimmt? — Übrigens hatten diese beiden Menschen, nachdem sie schon einige Zeit miteinander verkehrt, kürzlich einen besonderen Bund geschlossen, um sich gegenseitig in ihrer geistigen Entwickelung all die Förderung angedeihen zu lassen, die uns aus dem Umgang mit dem andern Geschlecht erwachsen kann.

Doktor Althaus war ein wenig gerührt durch den ersten Abschied von seiner neuerworbenen Freundin. Er steigerte diese Rührung ganz gern bis zur innigen, innerlichen Bewegtheit, weil — ja weil er eigentlich fand, daß seine Beziehungen zu der jungen, ihm sehr sympathischen Frau in einem zu gleichmäßig dünnen Faden verliefen.

Frau Gerwin war seit der feierlichen Stunde des Freundschaftsgelöbnisses nicht wärmer geworden. Im Gegenteil. Bernhard hatte beständig das Gefühl, als entschlüpfe sie ihm sacht und kehre allmählich in ihre ungestörte Witweneinsamkeit und Witwenfreiheit zurück. — Das wollte er nicht.

Er hatte diesem geistigen Bunde in seinem Leben eine bestimmte Stelle eingeräumt, die er nicht gut anders besetzen konnte. Denn er schloß sich schwer einer Frau an — bis zur Freundschaft wenigstens oder bis zur Verehrung. Frau Gerwin verehrte er, weil sie mit anmutiger Kraft jene Erkenntnisgegenden zu erreichen suchte, wo die Männer sich heute noch meist in Gesellschaft von ihresgleichen befinden. Als Althaus dieses Streben an Frau Gerwin bemerkt hatte, kam er auf die Idee: die erkannte Wahrheit müsse doch in der weiblichen Psyche eine andre Gestalt gewinnen, als in der männlichen, und da er Schriftsteller war, interessierte es ihn, solchen Fragen nachzuforschen.

Er wollte Frau Gerwin nicht reizen, sich in ihn zu verlieben, während er kalt zu bleiben beabsichtigte. Das hätte er einem Manne, der nach ernsten Idealen handelt, nicht verziehen. Es hätte auch seinen Zweck nicht gefördert. Weltmännern macht ja dergleichen Freude, aber Bernhard Althaus war kein Weltmann. Er that sich viel darauf zu gut, besonders und eher altmodisch zu sein. Er hatte es nicht ungern, wenn ganz junge Mädchen kameradschaftlich mit ihm verkehrten, und sich mit ihm mehr Freiheiten herausnahmen, als mit andern, „weil er so ungefährlich sei“. Er ließ es sich eine Ehre sein, ihr Vertrauen nicht zu täuschen. Er verstand sich zu beherrschen.

Während er an Frau Gerwins Seite saß und ruhig mit ihr redete, beobachtete er mit künstlerischem Vergnügen die sanfte Wangenlinie des rötlichblonden Frauenkopfes, den harmonischen Gegensatz zwischen der

dunklen Pfauenfarbe des die Figur in schweren Falten und flaumigem Federbesatz verhüllenden Winterkleides und dem hellen Weiß des Antlitzes. Ein Gürtel brauner Sonnenfleckchen über der Nasenwurzel bis zu den Schläfen erinnerte ihn immer wieder an die reizvolle Zeichnung auf den Kelchblättern mancher Orchideen. Die schönen Augenlider des gesenkten Profils, die goldigen Scheitel, das sensitive Zucken zwischen den Brauen — er studierte das alles eingehend, weil er das Bild in seinem Gedächtnis bewahren wollte. Es sollte ihm helfen, ihn trösten und beruhigen, wenn ihm etwa einmal die Achtung vor den Frauen abhanden kommen würde. Dabei schlich ein feines, zitterndes Entzücken über seine Nerven. Er würde ihm aber doch nicht nachgegeben haben, nur um einer Sehnsucht seiner Lippen nach der weichen ruhigen Wange willen. Es war da noch etwas außer der Lust — etwas, das in seinem Kopfe sagte: Thue das jetzt, es ist klug — es ist vernünftig — und es ist auch herzlich und freundschaftlich und interessant — und so, als er aufstand, sagten ihr seine Augen, was er von ihr begehre. Aber Frau Gerwin verstand ihn nicht. Als sie sich plötzlich in seinem Arm und von seinem Kuß berührt fühlte, erschrak sie so sehr, daß Bernhard mit ihr über ihren Schrecken erschrak, und über die leidenschaftliche Glut, die auf ihrem stillen Antlitz emporbrannte. Erstaunt und erschüttert sah er sie noch einmal ernsthaft an und entfernte sich dann schweigend.

*　*　*

Während Doktor Althaus in England war, wechselte er alle acht Tage Karten und auch einige lange Briefe mit der Freundin. Die seinen enthielten umständliche Betrachtungen über den Unterschied zwischen englischem und deutschem Volkscharakter, sie bildeten gewissermaßen Ergänzungen der Berichte, die er für Berliner Zeitungen verfaßte und über die Frau Gerwin, wenn sie erschienen waren, ihm wieder ihre Meinung sagte.

Als er zurückkehrte, war er neugierig, wie ihm Frau Gerwin entgegentreten werde. Er bemerkte, während er vor ihr stand, mit heimlicher Genugthuung eine Befangenheit an ihr. Sie zitterte und ihre Lippen verzogen sich, daß es aussah, als wollte sie weinen, während sie doch zu lächeln beabsichtigte. Über dieser Wahrnehmung vergaß Althaus, weiterzusprechen. Frau Gerwin hob fragend ihre Augen zu ihm auf. Da wurde sie noch viel befangener, aber dann — plötzlich — sehr vergnügt.

In den verflossenen drei Monaten hatte sie sich alle Abend und alle Morgen und ein paarmal des Tages gefragt, ob Bernhard Althaus sie wieder küssen werde, wenn er zurückkehre, und was dann aus ihrer Freundschaft werden solle —? Oder ob er sie nicht küssen werde?

Er konnte es ja nicht wissen, daß ihr dieser leise Kuß etwas so ganz Neues, Erschreckendes gewesen war, denn daß sie, die für eine anziehende, liebenswürdige Frau galt, die doch verheiratet gewesen, niemals die Bekanntschaft mit Männerzärtlichkeit gemacht hatte, das

bewahrte sie wie ein fatales Geheimnis. Sie war verheiratet gewesen — ja, warum manche Männer heiraten, und besonders warum ihr Mann sie geheiratet hatte — das war ihr immer ein Rätsel geblieben.

Viola bekleidete die Stellung einer Gesellschafterin bei Herrn Gerwins Mutter, sie mußte immer daran denken, wenn sie die Lohmann, ihr eigenes Gesellschaftsfräulein, ansah, und darum konnte diese sie auch tyrannisieren, so viel sie wollte.

Gerwin lebte, ohne einen Beruf zu haben, bei seiner Mutter, die beiden zankten sich sehr viel und konnten nicht eine Stunde der Entfernung voneinander ertragen. Er war über vierzig Jahre alt, und jeder der alten Freunde seiner Mama neckte ihn mit der gefährlichen, reizenden Hausgenossin. Er fand sie nicht reizend, und ihre zarte Jugend war ihm nicht gefährlich. Aber alle Welt glaubte es doch nun einmal. Endlich raffte die alte Frau Gerwin allen Edelmut und alles mütterliche Pflichtgefühl, was sie besaß, zusammen und bat ihren Sohn, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, wenn er das junge Mädchen zu heiraten wünsche. Daraufhin schien Gerwin die Sache des Nachdenkens wert. Er fragte Viola, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagte: „Nein.“ Das empörte die alte Frau. Sie setzte nun ihre ganze Willenskraft ein, die Verbindung, die keiner von allen Beteiligten wünschte, zu stande zu bringen. Weil es ihr selbst so außerordentlich schwer fiel, daß ihr Sohn keine glänzende Partie machen sollte, glaubte sie, aus dem Opfer, welches sie ihm mit ihren gesamten Vorurteilen brächte,

müsse der Himmel ihm ein großes Glück schmieden. Viola wehrte sich eine Weile scheu und angstvoll — zuletzt gab sie nach. Frau Geheimrätin Gerwin verstand ihrer Umgebung das Wollen schon auszutreiben.

Die Verlobungszeit war trüb und kläglich, hauptsächlich erfüllt von kleinen Streitigkeiten über die Aussteuer. Viola fügte sich in allen Stücken, aber sie hatte dann keine Freude an dem, was gegen ihren Geschmack angeschafft wurde. Gerwin, ein gesprächiger, aber trockener Mann, gab ihr des Morgens, wenn er zum Kaffee kam, einen Kuß. Schon dies rief bei seiner Mutter die bitterste Eifersucht hervor. Sie stichelte den ganzen Tag und neckte Viola, oft mit Thränen in den Augen und einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, mit der bräutlichen Zärtlichkeit, die ihr gar nicht entgegengebracht wurde. Viola glaubte deshalb, Gerwin scheine wohl aus Rücksicht auf seine Mutter so gleichgültig. Wenn der Gedanke an die Heirat sie beängstigte, so hoffte sie auf die Ehe, wie auf eine mystische Offenbarung von Liebe und Treue.

Nach der Hochzeit sollte das junge Paar eine Reise unternehmen. Frau Gerwin gab ihnen bis zur ersten Raststelle das Geleit. Aber sie bestand darauf, in einem anderen Hotel zu logieren.

„Gott verhüte, daß ich Euch stören sollte,“ sagte sie.

Des Abends aß man zusammen.

„Ich bringe Mama noch hinüber,“ sagte Gerwin zu seiner Frau; „gehe nur hinauf in unser Zimmer.“

Sie that es und saß hier in der fremden Stadt am Fenster und wartete auf den fremden Mann —

denn er war ihr trotz der Brautzeit ganz fremd geblieben — und sie fragte sich, indem sie ihre Thränen mit den Lippen auffog, ob es andern Mädchen wohl auch so schwer werde, ihre jungen Ideale zu begraben.

Und dann sah sie nach der Uhr und bemerkte mit Schrecken, daß schon eine Stunde verstrichen war, seit Gerwin sie verlassen hatte. Sie wurde ängstlich, ob ihm oder der Schwiegermutter etwas zugestoßen sein könne, aber die Scham verhinderte sie, zu klingeln und den Kellner um Auskunft hinauszuschicken. Sie selbst wußte in der unbekannten Stadt die Wege nicht. Und konnte sie ihm denn nachgehen? Jetzt? Heute? — War etwas geschehen, so mußte er sie doch benachrichtigen lassen.

Und so saß sie und wartete und wartete — die ganze Nacht hindurch.

Um sieben Uhr in der Frühe hatten sie beabsichtigt, weiter zu reisen.

Um sechs Uhr erschien Herr Gerwin.

Viola war auf dem Punkte nervöser Überreizung angekommen, wo der Frau die Sprache überhaupt nicht mehr zu Gebote steht, wo jeder Laut von ihren Lippen zum Schrei geworden wäre. Darum schwieg sie.

„Ich konnte Mutter nicht allein lassen," sagte er verdrossen und müde gähnend. „Sie bekam einen Weinanfall und war so aufgeregt. Sie ist ganz krank. Ich mußte zum Arzt gehen und nach der Apotheke laufen. — Wollen wir denn nun reisen?"

„Wir können ja auch wieder umkehren," antwortete Viola nach einer Weile gleichgültig.

„Das wird das beste sein," sagte ihr Mann erleichtert. „Wir können ja später einen kleinen Ausflug unternehmen."

So endete Violas Hochzeitsreise.

Sie behielt in dem Hause ihrer Schwiegermutter das Zimmerchen, welches sie als Gesellschaftsfräulein bewohnt hatte.

Sehr bald zeigten sich bei Gerwin die ersten Spuren des Leidens, das nach einem Jahr zu seinem Ende führen sollte. Als Viola einzusehen begann, daß ihr Mann nur noch ein hilfloser Kranker war, löste sich die Starrheit ihres ganzen Seins, die sie wie unter einem Krampf von wilder Angst gefangen hielt. Sie konnte ihn nun mit Güte und Hingebung pflegen. Dabei mußte sie sich oft fragen, ob der schwerfällige arme Sonderling, der stets gewöhnt war, am Gängelband geleitet zu werden, durch das Dilemma alter und neuer Pflichten, in dem er sich nicht zurecht finden konnte, vor der Zeit aufgerieben worden war? Niemals ergründete sie, ob er ein Gefühl für das Ungewöhnliche ihrer Lage empfinde. Aber in den letzten Tagen vor seinem Tode verlangte er nach einem Notar und vermachte ihr das kleine Vermögen, welches er von seinem Vater her besaß. Dadurch wurde sie unabhängig und konnte sich von ihrer Schwiegermutter befreien.

Männern gegenüber blieb sie zurückhaltend. Infolge dessen bekümmerten diese sich nicht viel um sie, und Viola fand Zeit, sich mit andern guten

interessanten Dingen zu beschäftigen: mit etwas Naturwissenschaft und Malerei und Litteratur. Die letzte ihrer Studien, wobei sie alle die andern einmal anzuwenden hoffte, war die Freundschaft.

Althaus hatte sie nach und nach zu diesem Standpunkt überzeugt. Es war ihm nicht leicht geworden, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr begreiflich zu machen, daß sie eine Ausnahmeerscheinung sei, zu der ein Mann sich durch andere als die gewöhnlichen Gründe, die Männer an Frauen fesseln, hingezogen fühlen könne. Sie tastete nur unsicher aus ihrem einfachen und ziemlich althergebrachten Gefühlskreise hinaus.

Bernhard Althaus war stolz darauf, eine Frau von Violas Art in Berlin entdeckt zu haben. Dazu mußte man schon einen feinen Spürsinn für verborgene Kostbarkeiten besitzen. In Berlin! Er gehörte wahrhaftig nicht zu denen, die ein für allemal Berlin für das große Warenlager aller seltenen Genüsse halten. Er träumte und sprach gern von kleinen Städten mit stillen Gärten, von einem Leben mit ganz einfachen Freuden — von Abendspaziergängen und einem Gespräch mit den heimkehrenden Landarbeitern.

Jetzt mußte er freilich den ganzen Frühling und Sommer in Berlin bleiben. Er beabsichtigte die in London gesammelten Eindrücke in einem Buche zusammenzufassen. Nicht eine objektive Schilderung dortiger Zustände, wie sie schon hundertmal dagewesen war. Nein — eine Darstellung durch ein Temperament gesehen. Indessen war er sich noch nicht klar, ob das

Temperament in ihm, welches in Berlin das moderne Leben mit allen Sinnen hungrig in sich sog, oder der Teil seines Ich, der die kleinen Städte und die stillen Gärten liebte, den Ton bestimmen sollte. Endlich entschloß er sich doch, die beiden Großstädte als Kulturmittelpunkte sich gegenüber zu stellen, und deshalb blieb er in Berlin. Er arbeitete gewissenhaft und schwerfällig, um einen flotten Stil herauszubekommen.

Daneben besuchte er Frau Gerwin täglich in ihrem hübschen Zimmer, wo die Maisonne des Nachmittags durch die großen rotbraunen Blätter einer gewaltigen Begonie schien und, über japanische Elfenbeinschnitzereien gleitend, in den grünen Gläsern auf ihrem Schreibtisch funkelte. Auch die Wollgardinen leuchteten zu dieser Tageszeit in einer leidenschaftlichen Purpurfarbe, und das kleine Gemach mit seiner Tapete von einem altmodischen, verblaßten, diskreten Blau bekam dabei etwas Kostbares, eine reiche Schönheit, die kein Tapezier hätte hineinbringen können.

Aber zu den anregenden Gesprächen, die Bernhard und Viola geplant hatten, kam es niemals. Wenn Frau Gerwin die Verlegenheit, in die sie stets bei Bernhards Erscheinen verfiel, glücklich überwunden hatte, so stürmte er auch schon davon. In der Zwischenzeit gab es fortwährend Mißverständnisse und kleine Reibungen.

Dann zankten sie sich eines Tages heftig über eine Lappalie, und am nächsten Morgen empfing Doktor Althaus an der Thür den Bescheid, Frau Gerwin habe

Kopfweh. Auch den folgenden Tag wurde er nicht vorgelassen.

Wieder am nächsten Tage klingelte es so früh, daß Viola an keinen Besuch dachte und noch ruhig in ihrer Lektüre fortfuhr, als Bernhard schon hinter ihr stand. Er trug einen gelben Blütenzweig in der Hand und daraus hervorschauend ein ausgesucht kräftiges Exemplar der dunkelblauen Männertreue, die während einer kurzen Zeit des Frühlings in allen Gärten blüht.

Ein kleiner Schrei, der wie ein Aufschluchzen klang, entfuhr Viola. Sie sprang auf.

„Ach, wie kommen Sie denn hierher!“ rief sie mit einem hellen Lachen.

„Denken Sie denn, ich verstände mir nicht den Weg zu suchen? Es wurde ja ganz beängstigend, daß Sie mich nicht mehr sehen wollten!“

„Ich hatte wirklich Kopfweh.“

Sie bebte und glühte, und als sie die blaue Blume sah, begann sie zu weinen. Und dabei schluchzte sie „Achten Sie nicht auf mich. Ach, das ist schrecklich, daß ich so wenig Selbstbeherrschung habe.“

„So ist nun alles wieder gut zwischen uns?“ fragte der junge Mann, nahm Frau Gerwins kalte Hände in die seinen und suchte sie durch Streicheln und Drücken zu wärmen. Er sprach so sanft, wie Viola seine Stimme noch nie gehört hatte.

Sie hoffte plötzlich irgend etwas ganz Unsinniges und sagte stotternd: „Ich weiß ja, daß ich eine Thörin bin. Haben Sie doch nur Geduld mit mir, ich werde

schon wieder vernünftig. Ich war doch mein ganzes Leben lang vernünftig."

„Ja, das waren Sie," sagte er nachdenklich.

Er hatte diese Frau immer für unnahbar gehalten. Jetzt galt es wirklich alle Kraft zusammennehmen, sonst zerstörte er in der nächsten Viertelstunde seine sämtlichen Pläne. Er griff nach seinem Hut. „Stellen Sie die Blumen ins Wasser," sagte er, um die Stimmung zu unterbrechen. Er fühlte, daß er keine Sekunde zögern durfte, wenn er nicht in sich einen Ausbruch der Leidenschaft heraufbeschwören wollte, die er in seiner ersten Jugend ganz sinnlos auf allen Wegen verschwendet hatte und die er deshalb verachtete.

„Warum wollen Sie denn schon gehen?" fragte sie und verblüffte ihn förmlich durch den unschuldigen Blick, mit dem sie ihn ansah. „Ich vertreibe Sie! — Nein, ich bin schon ganz ruhig, sehen Sie!"

Sie setzte sich auf einen Fauteuil ihm gegenüber und sah ihn lächelnd mit schwärmerischer Bewunderung an, während ihre Hände sich auf dem Schoß falteten.

Bernhard hielt sich für häßlich, und weil er Kunstkritiker und Ästhetiker war, litt er darunter. Es schmeichelte ihm sanft ums Herz, daß Viola ihn anblickte, wie man den Apoll von Belvedere anstaunt.

„Warum laufen Sie denn immer so schnell fort?" fragte Frau Gerwin. „Das kränkt mich und dann werde ich so aufgeregt. Sie müssen gerade lange bleiben und mir belehrende Vorträge halten!" Sie zwinkerte neckisch mit den Wimpern.

„Ja, ja, das ist leicht gesagt,“ murmelte er. „Ich habe doch auch Blut im Leibe.“

Sie öffnete erstaunt die Augen.

„Merken Sie denn nicht, daß ich fortlaufen muß, um keine Dummheiten zu machen? Glauben Sie denn, man ist ein Stein, den so etwas, wie Sie sind, nicht rührt?“

Sie war immer tiefer errötet und hörte ihm mit erhobenem Kopfe, mit geöffneten Lippen zu.

Er beugte sich langsam, feierlich zu ihren dürstenden Lippen und tränkte sie in einem langen Kuß.

Viola wurde ganz still vor tiefer Freude.

Er blieb noch etwas bei ihr, und sie saßen Hand in Hand.

„Wenn ich Dir nur genau sagen könnte, was ich zu Dir fühle,“ sprach er leise.

„Nicht — nicht reden — ich weiß ja,“ bat sie.

Er nahm sie noch einmal in seine Arme und drückte sie leise an sich, nicht mit Leidenschaft, sondern mit einer herzlichen zarten Innigkeit, in der Viola die Liebe als etwas nie geahnt Schönes empfand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie frühstückten zusammen, nannten sich vor Frau Gerwins Gesellschafterin „gnädige Frau“ und „Herr Doktor“, sahen sich dabei aber fortwährend in die Augen und lachten und neckten sich wie die Kinder.

Dann ging Bernhard ein paar Stunden einsam durch die fernsten Wege des Tiergartens. In einem eher wehmütigen als jubelnden Glück empfand er tief den Wert der Gabe, die Viola ihm mit ihrer Neigung schenkte.

Da ist ja in mir beinahe etwas wie ein ganzes Gefühl! Solcher Hingabe meines Wesens hätte ich mich nicht mehr für fähig gehalten . . . Durch Viola machte er diese Erfahrung an sich — dafür würde er ihr immer dankbar bleiben.

Nun, nur nichts mit Ungestüm verderben. Solchen Schatz muß man hüten.

Er träumte in die Zukunft hinaus. Wie konnte das köstlich werden . . .

Ein reiner Genuß, in dem nur die zarten, guten Regungen des Gemütes gepflegt werden sollten! — Und dabei Freiheit — Ab und zu „un bain de crapule et d'encanaillement“ — — ungestörte Arbeitszeit, keine Haus- und Ehesorgen . . .

Himmel! Da war ihm ja alles geboten, was ein Mann brauchte, um als Schriftsteller — vielleicht als Dichter — sich zum besten Schaffen herauszubilden.

Wer konnte wissen — möglicherweise erwies sich Violas Einfluß auf ihn als so stark, daß seine Nerven schließlich nicht einmal mehr des Sumpfgeruches eines Moorbades bedürfen würden! Er konnte sich niemals wie andre junge Männer amüsieren, ohne nachher die grausamsten Seelenleiden durchzumachen.

Es gab gewiß nicht viele Frauen, denen er zumuten durfte, was sich vor seinem Geiste gestaltete — aber sie! Sie war von den reichen Gebenden, von den Seltenen, die einer wunschfreien, selbstlosen Liebe fähig sind . . . Und eine Verehrung — etwas wie Anbetung durchzog Bernhards Seele.

* * *

Frau Gerwin wußte, daß Doktor Althaus nicht in der Lage war, zu heiraten. Sie selbst hatte nicht mehr Mittel, als eben zu ihrem Auskommen hinreichten. Auch sagte sie sich immer wieder, daß sie drei Jahre älter sei, als ihr Freund, und das kam ihr wie eine ungeheure Schranke vor, die sich zwischen ihnen aufrichtete. Einer Vereinigung mit ihm mußte sie schon aus diesem Grunde entsagen. Aber das bekümmerte sie nicht sehr. Sie war glücklich, weil jemand — weil er sie liebte und fand darin völliges Genügen. Später — ja was später Wundervolles oder Herzzerreißendes sich ereignen konnte, daran wollte sie jetzt nicht denken! Bernhard kam ja morgen wieder!

Althaus war erstaunt, wie unbefangen und heiter seine Freundin ihn empfing. Das nahm ihm eine große Sorge von der Seele. Sie würden also auch nach diesem Gewitter ruhig und herzlich wie bisher weiter verkehren können.

Dabei überlegte er doch, er müsse Viola irgend einen Ersatz geben für alles, was er ihr, klug bedenkend, vorenthalten wollte. Und so bot er ihr an, mit seiner Hilfe ein Buch über englische Malerei, von dem er ihr Erfolg in Deutschland versprach, zu übersetzen.

Das war eine Aufgabe, die der Arbeitskraft der jungen Frau eigentlich zu viel wurde. Indessen schämte sie sich, Bernhard merken zu lassen, daß sie weder so bedeutend noch auch so ernst war, als er anzunehmen schien. Sie machte sich ans Werk und bemühte sich jeden Morgen aufs äußerste, ihre Unlust daran zu

überwinden. Viola wurde von ihrem kleinen Bekanntenkreise, der aus einigen geachteten Familien bestand, wie sie sich alleinstehende Frauen des ehrbaren Mittelstandes als Umgang wählen, um ihrer gediegenen Bestrebungen willen bewundert. Auch hatte sie in sich selbst noch niemals ein so heftig-sehnsüchtiges Verlangen nach träumerischer Faulheit oder irgend einem ungebundenen Umherschweifen in einer schönen fremden Gegend empfunden, wie in diesem Frühjahr. Aber davon ließ sie nichts merken, denn sie wollte die Achtung ihres Freundes nicht verlieren.

Während sie sich quälte, den Stil des englischen Gelehrten — der seinerseits bestrebt war, Carlyle nachzuahmen, und natürlich noch weit dunkler und schwerverständlicher als sein Vorbild wurde — in ein gutes Deutsch zu übertragen, beschäftigten sich ihre Gedanken beständig mit der Frage, welches Kleid sie nachmittags anziehen, oder was sie reden und thun könne, um Bernhard zu gefallen.

Was einer Frau von Welt durchaus keine Schwierigkeiten bereitet haben würde, stürzte die arme Seele, die in ihrer Zurückgezogenheit so still dahingelebt hatte, in eine qualvolle Unsicherheit und in die peinlichste Aufregung. Sie fürchtete fortwährend, zu jugendlich scheinen zu wollen, und dabei sagte ihr doch der Spiegel, das helle Farben weit besser den sanften und eher lichten als feurigen Eindruck ihrer Erscheinung zur Geltung brachten.

Sie genierte sich auch so sehr vor ihrer Gesellschafterin, die an der Sorgfalt, welche sie jetzt auf sich

verwandte, erkennen mußte, daß sie einen Mann zu fesseln suchte. Das war ihr eine unaufhörliche Demütigung. Es raubte ihr etwas von ihrer Natürlichkeit, und sie verfiel, wenn Fräulein Lohmann zugegen war, in den leicht affektierten Ton, den sie aus Schüchternheit gegen Fremde annahm. Sie that es unbewußt und ahnte nicht, daß sie Bernhard damit ärgerte.

Wozu hatte er eine Freundin, wenn sie ihn nicht in die Gegenden ihrer Seele einließ, die kein andrer betrat? Aber gerade das, was er zumeist wünschte und wodurch er sich einen Gewinn für seine ganze Weltanschauung versprach, gewährte sie ihm nicht. Und wie konnte sie es auch, da er von dem einen, was sie ganz erfüllte, nichts wissen wollte?

Bernhard fragte sich zuweilen, ob es geraten sei, Viola einmal klar in seine Träume, Wünsche, Meinungen und Gefühle hineinblicken zu lassen. Er redete oft von den Bedingungen der Einsamkeit, der Unabhängigkeit für eine fruchtbare Thätigkeit des gestaltenden Künstlers. Sie lächelte dazu und schüttelte den Kopf und sagte: „Ich wünsche Ihnen doch, daß Sie — später — einmal die Frau finden werden, die Sie brauchen.“

Dann antworteten ihr seine Augen, daß er die niemals finden werde.

Eine Furcht, die beinahe Feigheit war, hinderte ihn, sich auszudrücken, wie er es meinte. Man wußte nie, wie solche Auseinandersetzungen, die kühl begannen, zuletzt endeten. Liebschaften — die kannte er, sie sahen sich alle gleich. Hier war etwas so viel Subtileres, Vornehmeres. Und — es war so reizend und so

interessant, das beständig schmerzlich-selige Zucken und Beben von Violas Gefühlsnerven zu beobachten . . . Er wollte nicht immer nur Bücher über Londoner Kunst- und Volksleben schreiben. Der psychologische Roman, der ihm vorschwebte, konnte nicht aus der Phantasie geschöpft werden. Dazu mußte er geduldig Erfahrungssteinchen zu Erfahrungssteinchen sammeln. Wie die Gebrüder Goncourt gearbeitet hatten . . . Vielleicht würde er auf diese Weise einmal der deutschen Litteratur das Werk schenken, das sie augenblicklich so aufgeregt erwartete, und sie, die deutsche Litteratur, würde ihm, Bernhard Althaus, dann die höchste Lebenswonne, den Ruhm schenken!

Um sein leichterregtes Gewissen zu beruhigen, überlegte Althaus ehrlich und objektiv, ehe er zu seiner Freundin ging, auf welche Weise er ihr neue und befreiende Ausblicke in das sie umgebende Ringen der modernen Welt eröffnen könne.

Doch wenn sie allein bei einander am Tische saßen, gemeinsam in Violas Manuskript blickten, und ihre Köpfe, da sie beide etwas kurzsichtig waren, sich so nahe kamen, daß ihre Schultern sich berührten, daß Bernhards Haar Violas Wange streifte und er diese Wange mit jedem Augenblick heißer und glühender werden sah — dann kostete es ihn so viel Überwindung, nicht die eine kleine Bewegung zu machen, die nötig gewesen wäre, um die liebe Frau an sein Herz zu ziehen, und sie fragte sich beständig, ob es jetzt nicht geschehen werde und warum es nie geschah — daß sie beide nicht besonders geistreich waren. Dazu brannte die Nach-

mittagssonne auf den Scheiben, und das Blattgewächs am Fenster trieb üppige blutrote Sprossen und streckte sie dem heißen Licht entgegen wie verlangende Hände. Es waren köstliche Sommertage, aber schwül.

Viola weinte oft stundenlang, weil sie durch Bernhards Gegenwart nicht Erquickung oder Freude fand.

* * *

Einmal forderte Frau Gerwin Althaus auf, mit ihr einen Gang durch den Tiergarten zu machen. Sie wanderte viel allein spazieren, aber da Bernhard die Natur mit derselben Innigkeit liebte, wie sie selbst, glaubte sie, hier die Harmonie wiederzufinden, die ihrem Verkehr — sie fühlte es angstvoll — täglich mehr entschwand.

Es war gegen Abend. Die gleichmäßige Bewegung that ihr wohl, das ruhige Nebeneinandergehen war besser, als das Eingeschlossensein in ihren zwei engen Zimmern. Auch Bernhard redete und bewegte sich freier. Nur hatten sie nicht bedacht, daß der schöne Sonntag viele Menschen ins Freie lockte. Althaus mußte öfter grüßen. Dann begegneten sie einer Familie, mit der Frau Gerwin verwandt war. Viola hatte Althaus durch sie bei Gelegenheit einer Gesellschaft in ihrem Hause kennen gelernt.

„Haben Sie bemerkt, wie hämisch die Frau uns anblickte,“ sagte Althaus, als sie vorübergegangen waren. „Das ist die deutsche Bürgersfrau in ihrer ganzen Klatsch- und Verleumdungssucht.“ Seine gute Laune war verschwunden.

Als Viola ihn einige Tager später fragte, ob sie nicht wieder etwas zusammen ausgehen wollten, schlug er es ihr ab.

Warum ist er so feige? fragte sich Viola mit heftig aufwallender Verachtung. Er weiß doch, daß mir das Urteil der Menschen gleichgültig ist!

Bernhard brachte ihr eine Orchidee, eine zarte, weiße Blüte mit berauschendem Duft. Sie wußte, was ihr die Gabe sagen sollte, aber sie konnte ihre Traurigkeit nicht überwinden, und ihr Dank klang matt und beklommen.

Sie ist doch empfindsam, dachte Bernhard. Warum kann sie mir nicht einmal lachend um den Hals fallen und mir einen frischen Kuß geben?

Er bemühte sich in diesem schwierigen Verhältnis so sehr, den Ton beizubehalten, der seinem Ideal entsprach, daß er sich höchst charaktervoll vorkam. Viola machte es ihm auch wirklich zu schwer, und er sah ein, daß er ihr zu viel Zeit opferte.

Nun kam er nur noch einen Tag um den andern.

Viola begann die ersten Kapitel ihrer Übersetzung abzuschreiben. Sie konnte nicht weiter arbeiten. Es war, als ob ihre geistigen Kräfte ihr plötzlich völlig versagten. Sie brachte kaum einen klaren Satz zu stande. Bernhard lachte über das dumme Zeug, was sie schrieb; sie weinte, er wurde satirisch, ja rücksichtslos grob. Das verleidete ihr vollends die Freude an der Arbeit.

*　　*　　*

Fräulein Lohmann machte ihre Herrin wiederholt darauf aufmerksam, daß die Gardinen gewaschen, die Fußböden gestrichen, überhaupt die sommerliche Reinigung der Wohnung in Angriff genommen werden müsse. Viola hatte sie immer abgewiesen. Jetzt fand sie es thöricht, sich durch Bernhard in ihren Gewohnheiten stören zu lassen, und kündigte ihm an, daß er eine Woche lang nicht zu ihr kommen dürfe.

„Oho," sagte er, „aber ich darf doch wenigstens an der Thür fragen, wie Sie sich befinden?"

„Nein, auch das nicht."

„Da muß ich ja vermuten, daß schreckliche Dinge hier vorgehen! Das kann ich mir nicht gefallen lassen, so ausgestoßen zu werden."

„Nein, bitte, bitte, kommen Sie nicht!"

„Das halten Sie ja gar nicht aus."

Sie lächelte und wurde rot.

„Doch, doch — ich halte es ganz gut aus."

Sie legte ihm leicht die Hand auf den Arm, er sah eine Weile still darauf nieder und begann träumerisch mit ihren Fingern zu spielen. An der Thür wendete er sich noch zweimal zurück und lächelte ihr zu.

Schon am ersten Tage, während die Möbel ausgeräumt wurden und Viola mit einer großen Schürze, ein weißes Tüchelchen um das rötlichblonde Haar gebunden, auf dem Korridor stand, klingelte Doktor Althaus. Sie sah ihn durch das eisenvergitterte Fenster, öffnete lachend ein wenig und rief: „Es ist niemand zu Haus!"

Er schob seinen Fuß in den Thürspalt und erzwang sich so den Eintritt.

„Nur guten Tag sagen,“ bat er. Sie gefiel ihm sehr mit dem weißen Tuch um die kluge Stirn.

„Wie das Ihnen steht,“ sagte er nachdenklich.

„Sehen Sie, was ich gefunden habe!“ Er zog eine Photographie aus der Brusttasche und reichte sie Viola. Es war ihr eigenes Bild, im Profil mit einem Pelzmützchen. Sie hatte es vor mehreren Jahren machen lassen und besaß längst kein Exemplar mehr davon.

„Wo haben Sie es her?“ fragte sie erstaunt.

„Ich fand es heut morgen im Album eines Photographen. Es hat ein schweres Geld gekostet.“

„Nein — aber wie darf er's verkaufen!“ rief sie erschrocken.

„Lieber Gott — was ist nicht für Geld zu haben,“ bemerkte Althaus humoristisch. „Da hat man doch endlich ein gutes Bild von Ihnen. Man sieht die reife Frau, und doch hat es etwas so Jugendliches. Nun muß ich fort.“

Aber sie standen beide noch mehrere Minuten bei einander, in dem Chaos von aufeinander gebauten Tischen, Stühlen, Sofas und Bildern kamen sie nicht darauf, sich zu setzen, und hatten sich doch noch nie so viel zu sagen gehabt. Im leeren Salon sah man Fräulein Lohmann auf einer Leiter schweben und der Aufwartefrau die Gardinen herabgeben. Viola dachte nicht daran, die Thür zu schließen — sie hatten ja keine Geheimnisse.

In den nächsten Tagen, während sie Bernhard nicht sah, wurde sie zum ersten Mal der Freundschaft herzlich froh. Nahte die Stunde, in der sie gewohnt war, auf sein Klingeln zu lauschen, so war sie wohl enttäuscht, wenn es nicht erfolgte. Dann aber sagte sie sich wieder, daß er Eleganz und Behaglichkeit liebe und daß es besser sei, er sähe sie nicht zu oft in diesem Wirrwarr von trivialer Beschäftigung. Schließlich konnte sie die Sehnsucht nach ihm kaum noch ertragen und beeilte sich fieberhaft, um ihre kleine Wohnung wieder in stand zu setzen.

In den heißen, ab und zu durch Gewitter beunruhigten Sommernächten lag sie übermüdet und schlaflos auf dem Lager und rang die Hände und versuchte „vernünftig" zu sein, und wußte doch nicht, wie sie das fertig bringen sollte. Und die eine Frage, die sie unaufhörlich in sich bewegte, quälte sie wie ein Irrwahn: Hat er mich lieb? — Ist das Liebe? — Kann Männerliebe sich so beherrschen?

Sie wußte, daß Bernhard jetzt kein andres Weib liebte. Er hatte es ihr gesagt und sie glaubte ihm. Besaß sie alles, was sein Herz geben konnte? War dieses Herz, welches sie mehr liebte als das eigene, doch so viel ärmer? — Sie empfand eine Gewalt des Gefühls in sich, vor der sie erschrak. War das nicht unnatürlich — schmach- und schamvoll unnatürlich?

Und dann überdachte sie ihr Leben, wie trostlos unbefriedigt es bisher geblieben war — ihre Ehe, die keine Ehe gewesen . . .

Wenn sie sich recht tief in all die trübseligen Rätsel ihres eigenen Schicksals hineingegrübelt hatte, ergriff sie eine Empörung, in der sie die Hände ballte und zornig einem unsichtbaren Feind entgegenschüttelte. Und dann lehnte sie das heiße, thränenüberströmte Gesicht gegen die kalte Wand und schluchzte vor sich hin: „Bernhard, hab' mich nur lieb — ach, hab' mich doch lieb!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Wohnung in einem dritten Stock der Nettelbeckstraße glänzte jetzt förmlich vor Reinlichkeit, und man atmete Frische und gute Luft darin. Die Nippsachen auf Frau Gerwins Schreibtisch, ihre schönen bunten Gläser, die sie so besonders liebte, schimmerten und blitzten. Die Pflanzen breiteten ihre abgewaschenen grünen Blätter fröhlich nach allen Seiten aus. Viola schrieb ihrem Freunde ein Billet, er könne nun wieder kommen. Es gefiel ihr so gut in ihrem kleinen Reich, es mußte ihm auch gefallen. Sie kaufte den Kuchen, den er gern hatte, und zog sein Lieblingskleid an. Auf allen Tischen standen frische Blumen.

Viola hatte, wie viele stille, einsame Frauen, eine sonderbar tiefe Freude an Blumen. Sie waren ihr nicht Dekorationsgegenstände, sondern Wesen, die in ihrem Wohlgeruch etwas von dem ausströmten, was sie selbst geheimnisvoll empfand und dafür sie keine Sprache wußte.

Auf Bernhard wirkten sie ähnlich. Es war auch etwas Weibliches, Überfeines in ihm, das ein Entzücken darin fand, seine Lippen, seine Augenlider mit dem

weichen Kelch einer Rose zu liebkosen. Und so widerwärtig ihm künstliches Parfüm an Frauen war, so gern atmete er ihre Nähe zugleich mit dem Duft lebender Blumen. Das hatte Viola doch schon verstanden.

Es vergingen so viel Tage, daß die Rosen verblühten und alles wieder ein bißchen staubig wurde, ehe Doktor Althaus sich sehen ließ. Endlich kam er einmal, gegen Abend, so spät, daß Viola ihn gar nicht mehr erwartete. Er sah abgemattet aus, klagte über Kopfweh und schien verstimmt.

Er warf sich in eine Sofaecke, sie bereitete ihm Thee, war liebreich um ihn bemüht und wollte nicht, daß er reden sollte.

Er geriet indessen doch in eine ziemlich eifrige Auseinandersetzung über gewisse Litteraturverhältnisse, die ihn immer irritierten. Viola fiel etwas Hartes, Herbes, Bitteres an ihm auf. Sie fürchtete, er könnte sich zu sehr erregen und wollte ablenken. Aber er sagte, es thue ihm gut, sich auszusprechen, und sein Kopfschmerz sei viel besser geworden.

„Sehen Sie,“ antwortete Viola mit einem glücklich-wehmütigen Lächeln, „Sie hätten doch wissen können, daß Sie mich nicht nur gesund und in guter Laune aufsuchen sollten, sondern gerade, wenn Sie sich nicht wohl fühlen und Pflege brauchen.“

„Ja — ja,“ murmelte er, den Kopf in die Hand gestützt. „Es ist zuweilen eine Qual, auf liebreiche Fragen nicht die Wahrheit sagen zu können. Bei andern gleichgültigen Leuten geht das Gespräch schon —

hier bei Ihnen ... Lassen wir das ... Ich bin ein jämmerlicher Kerl."

„Sie sind krank! Die Gewitterluft hat Sie angegriffen. Wenn Sie mir doch vertrauen wollten! Manchmal sind Sie auch zu wunderlich — vorsichtig, oder ich weiß nicht was, Bernhard."

„Ich gehe jetzt," sagte Althaus plötzlich kalt, nahm seinen Hut, sah Viola mit einem sehr traurigen Blick an und verließ sie.

Sie verstand sein Wesen nicht.

Er kam nun wieder regelmäßiger, obwohl nicht so oft, wie zu Anfang des Sommers. Das Bewegte, Innige war aus seinem Verkehr mit der jungen Frau geschwunden. Er tadelte viel an ihr, sie bemühte sich ängstlich, ihm zu gefallen, konnte sich aber, gepeinigt durch den Gedanken an die nahende Trennung, kaum noch zur Heiterkeit zwingen.

Ihre Arbeit war vollendet und einem Verleger geschickt worden, der sie zurücksandte.

„So, so," bemerkte Althaus, als sie es ihm sagte. „Ja, es ist zu gut für das Publikum. Das ist schlimm. Legen Sie es in Ihren Schreibtisch und vergessen Sie es."

Diese Antwort kam Viola recht gleichgültig vor.

Indessen mußte sie sich sagen, daß Althaus augenblicklich sehr mit sich selbst beschäftigt war und sie nicht zu viel von ihm verlangen durfte. Er hatte anfangs Jura studiert, war dann zur Journalistik übergegangen, probte und übte hier sein Talent auf verschiedenen Gebieten, ohne mit seinen sechsundzwanzig Jahren noch

immer recht zu wissen, ob die Politik oder die Belletristik ihn dauernd fesseln werde, und welcher Zweig schriftstellerischer Thätigkeit ihm einen gesicherten Erwerb verschaffen könne. Er war gewissenhaft und hatte bedeutende Ideen, beides half ihm weniger als Geschicklichkeit und Grazie. Seine mangelhafte Technik machte ihn oft ungeduldig, denn er kannte das Gute und verstand den richtigen Maßstab anzulegen.

Er war ein Grübler — Viola wußte oft nicht, ob sie ihn einen Pedanten oder einen Phantasten nennen sollte. Dabei stellte er hohe Ansprüche an die äußere Welt, und was ihn an Genußmitteln befriedigen sollte, mußte von einer künstlich ausgeklügelten Einfachheit sein. — Es war nicht ohne Bedeutung, daß er von Werken der deutschen Litteratur die Romane „Auch Einer“ und Kellers „Grünen Heinrich“ über alles liebte. Viola las auf seine Empfehlung hin beide Bücher, und dabei überschlich sie ein unbestimmtes Ahnen, daß all ihr Bemühen, diesem Manne irgend eine Art von Glück zu schenken, mit wenig Freude verknüpft sein werde.

Immer mehr gewöhnte sie sich daran, des Sommers Ende und Bernhards Abreise als den Endpunkt ihres Verhältnisses zu ihm anzunehmen. Darüber hinaus war ihr alles dunkel.

Er wollte nach Spanien gehen — möglicherweise nach Algier oder Ägypten; denn seine Bildung war ihm immer nicht umfassend, nicht vielseitig genug. Seine weiteren Pläne waren noch unbestimmt. In jedem Falle würden sie jahrelang getrennt sein.

Und die Abwesenden haben unrecht, so ist es ja immer — so muß es ja sein, wiederholte sich Viola fortwährend.

In dieser Zeit empfing sie einige Briefe ihrer Schwiegermutter, die sie merkwürdig anmuteten. Die alte Frau jammerte, sie könne mit ihren Haushälterinnen nicht mehr auskommen. Nachdem sie jahrelang in sehr kühler Weise verkehrt hatten, schrieb sie jetzt mit einem kläglich-schmerzlichen Verlangen nach Viola, die ihren Sohn gekannt habe und mit der sie von ihm plaudern könne.

Diese Aussicht dünkte Frau Gerwin nicht eben verlockend. Aber sie fühlte trotzdem, daß sie den Wunsch ihrer Schwiegermutter erfüllen und wenigstens für eine Weile zu ihr gehen müsse.

Sie sagte Bernhard von ihrer Absicht. Er machte ein bestürztes Gesicht, sprach von thörichtem weiblichen Selbstaufopferungsfanatismus — aber er suchte sie nicht ernstlich für die letzten vierzehn Tage seines Berliner Aufenthaltes in seiner Nähe zurückzuhalten.

Sie hatte es doch gehofft. Ein kalter Groll stieg in ihr auf.

Jetzt war es ihr lieb, daß sie als die erste ging, daß sie ihm auf diese Weise weh thun konnte. Denn es war das Sonderbare bei der Neigung dieses Mannes zu ihr — so zart und schwach sie war, so empfindlich war sie auch — ganz das Produkt einer nervösen, blutleeren und mit den Idealen, den Genüssen, den Erinnerungen von Jahrtausenden überfütterten Zeit.

*   *
*

Gleich nach ihrer Ankunft bei der Schwiegermutter machte Viola sich klar, daß aus dem Besuch eine ernste Krankenpflege werden würde. Der Anblick der alten Dame, die mit der jämmerlichen Hilflosigkeit eines Leidenden, dessen Kräfte weiter reichen sollen, als sie können, noch immer ihren kleinen Haushalt zu versorgen versuchte, erschreckte sie förmlich. An Stelle von Frau Gerwins früherem scharfen, bestimmten und eigensinnigen Wesen war jetzt die Milde getreten, die ein freundliches Geschenk der Mutter Natur für manches ihrer müden Kinder wird, wenn sie es zum friedlichen Schlafe heimlocken möchte. Die segensreiche Milde, welche so viele Versöhnungen auf Kranken- und Sterbebetten möglich macht und dadurch trübe und stürmische Lebenstage mit lieblichem Abendgolde schmückt.

Die alte Frau schien es ganz vergessen zu haben, daß sie ihrer Schwiegertochter lange sehr böse gewesen war, weil Viola sie verlassen hatte. Sie sprach in einem wehmütigen Ton viel von den schönen Zeiten, da ihr Sohn noch gelebt habe, und erinnerte Viola an alle die Liebesbeweise, die sie von ihrem Gatten empfangen — einmal hatte er von einer Spitzenfrau einen Kleiderbesatz für sie gekauft und ein andermal hatte er eine Tüte Weintrauben für sie beide mit nach Haus gebracht. Er sei immer so gut gewesen.

Ja — Viola wußte es noch.

Seit sie in die lärmende und doch uninteressante Provinzstadt zurückgekehrt war und nun wieder in derselben Wohnung lebte, wo Gerwin sie geheiratet

hatte und wo er dann gestorben war, wurde sie von den Erinnerungen, die sie mit Mühe und Not ein wenig vergessen hatte, förmlich verfolgt. Sie hockten hinter jeder Thür, sie saßen auf jedem Möbel, aus jeder Schublade, die sie öffnete, quollen sie ihr entgegen. Überall fand sie die Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen, von denen seine Mutter sich nicht hatte trennen können. Der Anblick verursachte ihr zwar keinen Schmerz, aber ein fortwährendes Unbehagen, eine Demütigung. — Statt ihr jetziges Verhältnis zu Bernhard, nun sie von ihm entfernt war, mit klarem Blick zu überschauen und zu beurteilen, verstrickte sie sich immer tiefer in ein Gespinst von verworrenen Träumen. Sie hätte gern einmal mit einem dritten darüber geredet, einmal einen Unbeteiligten gefragt, ob er denn die Beziehungen zwischen dem Mann und der Frau auch so rätselhaft fände, oder ob das alles ihr selbst nur so unbegreiflich wunderlich vorkäme. Aber es war ja natürlich ganz undenkbar, irgend jemand in ihr Vertrauen einzulassen — sie hätte auch gar niemand gewußt, der ihr so nahe stand. Denn die Freundschaft zu Bernhard hatte sie unmerklich von ihren übrigen Bekannten entfernt; wenn sie ihn des Nachmittags erwartete, wollte sie doch nicht ausgehen, und sie hatte ihn ja eigentlich immer erwartet.

Jahrelang hatte sie sich selbst für eine Frau gehalten, der eine ruhige, edle Entsagung nicht schwer fallen dürfte. Sie war auch von andern für eine solche gehalten worden. Jetzt begann sie sich zu fragen, ob vielleicht nur ihr vornehmer Gesichtsschnitt oder die

Thatsache, daß sie keine Stirnlöckchen trug, zu dieser Täuschung Veranlassung gegeben hatten. Sie konnte sich noch nicht ganz von dem so lange gehegten Ideal ihrer selbst frei machen und versuchte deshalb beständig, sich vorzustellen, wie sie es aufnehmen werde, wenn Bernhard ihr sagen würde, er liebe eine andre Frau mit der Liebe, die sie nicht in ihm erwecken konnte. Ganz im Anfang ihrer Freundschaft hatte er versprochen, wenn es einmal geschehe, daß er sich leidenschaftlich verliebe, so solle sie die erste sein, die es erfahre.

Indessen hoffe er für die nächsten Jahre verschont zu bleiben, hatte er hinzugesetzt. Seitdem aber — war da nicht so vieles zwischen ihnen vorgegangen — hatte er ihr denn nicht gesagt, daß sein Gefühl für sie sich verändert habe? Das alte Versprechen konnte kaum noch gelten.

* * *

Viola hatte viel Mühe mit der alten Frau, die oft stundenlang in der Nacht von einem schrecklichen Husten gepeinigt wurde, so daß sie es im Bett nicht mehr aushalten konnte und auf den Lehnstuhl verlangte, wo sie sich dann wieder zu erkälten fürchtete und ins Bett zurückgebracht werden mußte.

Sie fieberte seit einigen Tagen. Der Arzt hatte Viola gesagt, eine schleichende Lungenentzündung werde sie wahrscheinlich bald von ihren übrigen Leiden erlösen.

In einer Nacht, nach einem besonders heftigen Hustenanfall, fühlte sie sich so erschöpft, daß Viola sie

mit starkem Wein mühsam wieder zum Leben zurückrufen mußte. Die alte Dame streichelte zärtlich Violas Hand und sagte mehreremal: „Mein gutes Kind, mein gutes Kind — Du sollst auch sehen — ich habe für Dich gesorgt — Du bekommst alles, was mir gehört hat. Dann bist Du eine reiche Frau . . . Ach, ich muß doch wohl sterben. Glaubst Du, daß ich heute Nacht sterben muß?“

Viola suchte die Kranke durch Liebkosungen zu beruhigen, und so vergingen die langen dunklen Stunden bis zum Morgen.

Während Frau Gerwin nach ihrem Frühstück etwas eingeschlummert war, ging Viola für einige Augenblicke in den kleinen Garten hinunter, der hinter dem Hause lag. Die scharlachrote Blumenpracht des Septembers glänzte dort im hellen Sonnenschein ihr entgegen. Das Gärtchen war sehr gepflegt. Dijonrosen neigten sich, schwer von funkelnden Thautropfen, aus grünem Laub hervor. Der wilde Wein, der die Mauern bekleidete, glühte in üppigen Purpurtönen. Als Viola müde und überwacht in dieser zusammengedrängten Farbenfülle stand, kam plötzlich die Erkenntnis über sie, wenn Frau Gerwin heute sterben würde, sei sie eine reiche Frau — und das Leben könne ja glänzend und prächtig für sie werden! — Und Bernhard könne sie heiraten — seine Liebe werde neu erwachen mit der Möglichkeit des Glückes. — Wie schön konnte alles werden!

Ach — die arme Sterbende dort oben — Viola gönnte ihr einen friedlichen Tod . . . Aber dann — aber dann —! Eine gewaltige Ungeduld pulste in

ihrem Blute und alles jauchzte in ihr. Sie fühlte sich wunderbar erregt — leicht und frei, ja leichtsinnig fast. Sie hätte Lust gehabt zu singen, zu lachen, zu tanzen oder wie ein Kind durch die Wege zu laufen, von den herrlichen durchsonnten Blumen zu pflücken und den vollen Strauß an die Brust zu drücken.

Da hörte sie den leisen kläglichen Ton einer silbernen Klingel von oben herab durch das verhüllte Fenster dringen und eilte ins Haus zurück.

„Wo bist Du nur so lange geblieben!“ rief ihr die alte Frau entgegen. „Ist denn die Zeitung noch nicht gekommen? Bringe sie mir doch und meine Brille und ziehe die Gardine zurück!“

Die Kranke hatte ihre natürliche, ein wenig zänkische Stimme wieder bekommen. In der kurzen Zeit von Violas Abwesenheit war augenscheinlich eine jener plötzlichen Besserungen bei ihr eingetreten, wie sie die langwierigen Leiden des Alters zuweilen unterbrechen.

Und für Viola war sie in dieser Stunde schon tot gewesen. Beschämung und Ekel vor dem eben genossenen Glücksrausch befiel sie. Es war ihr, als habe sie ihre Liebe damit beschmutzt und als könne sie nun niemals wieder von den darauf gefallenen Flecken gereinigt werden.

Sehr geduldig ertrug sie die nörgelnde Laune der alten Frau, hob sie auf ihren Krankenstuhl und schob diesen an das sonnige Fenster, diente ihr mit der Reue, die schweigend ein Unrecht, von dem der andre nichts weiß, wieder gut machen möchte.

Gegen Mittag erhielt sie einen Brief von Bernhard, drei Bogen mit Bleistift in seinen großen Schriftzügen flüchtig und intim hingeworfen. Stundenlang trug sie ihn bei sich in der Tasche und konnte keine Zeit zum Lesen finden. Dabei kam es ihr immer mehr vor, als müsse dieser Brief etwas sehr Wichtiges, etwas ganz Entscheidendes enthalten. Ihre Nerven zitterten und zuckten schmerzhaft vor Aufregung, als sie ihn endlich am Nachmittag in ihrem Stübchen öffnete.

Althaus hatte Berlin verlassen und sich für die schönen Herbsttage in einen kleinen Waldort begeben. Er schilderte ihr das Forsthaus, wo er wohnte. Drei Töchter waren zu seiner Bedienung da, gutherzige, heitere, blühende Geschöpfe, ganz gesund und ganz natürlich — schrieb er — mit weichen, runden, kindlichen Gesichtern und weichen, vollen, nicht durch Schnürleiber verkümmerten Gestalten. Und sie fütterten ihn und hätschelten ihn, wie ein kleines Kind. Wenn er mit dem Förster in den Wald gehe, suchten sie es immer einzurichten, daß sie ihm entgegenkämen, dann schlenderten sie zusammen noch lange umher. Die eine sei auch klug und voll Mutterwitz, und wenn die nicht verlobt wäre — dann — —!

Viola schnürte eine würgende Pein den Hals zusammen.

Dann — —. Sie starrte immerfort auf die beiden Gedankenstriche und es fiel ihr nicht einmal ein, daß sie am Ende auch nur einen Scherz bedeuten könnten. Sie wußte ja freilich, daß Bernhard scherzen wollte — aber ein boshafter, grausamer, unerbittlicher, tragischer Ernst lag dahinter.

Er schrieb so vergnügt, er schrieb so — natürlich! Das war's! Er mußte sich befreit fühlen von der Unnatur ihres Verhältnisses. — Aber was konnte sie dafür, daß es so geworden war? Nichts als das eine: daß sie keine kalte, kluge, nüchterne Verstandesperson war und auch kein lustiges, gefallsüchtiges Weib — daß sie mit ihrem ganzen Wesen zwischen den zwei Arten von Frauen, die die Welt und den Mann beherrschen, mitten inne stand. Und daß sie Bernhard die zwei Frauen, nach der seine komplizierte Natur verlangte, vereinigen sollte, ohne daß er sich, auch nur seinem Gewissen nach, für die Zukunft an sie zu binden brauchte.

Aber hätte sie es nicht gekonnt?

Doch nun wurde sie wieder irre. Vielleicht wollte er überhaupt nicht das Vereinigte, nicht die Vielseitigkeit, sondern das ganz Einfache. Diese Förstermädchen — sie sah sie vor sich, Figuren wie aus dummen Dorfgeschichten, — sie bedeuteten das wahre Weib für Bernhard. Auch für ihn, den sie so hoch über den andern stehend wähnte, daß sie sich über ihr natürliches Selbst hinaufgeschraubt hatte, um nur seine Höhe zu erreichen. Seine Höhe — sie lachte und lachte, aber sehr bitter. Er wäre wohl auch von ihr zu erringen gewesen — sie hätte es nur anders anfangen müssen.

Aus dem Lachen wurde stürmisches Weinen. Viola las den Brief noch einmal und wollte Bernhard dann endgültig den Förstermädchen überlassen. Aber dabei hatte sie Schmerzen auszustehen, bei denen sie glaubte, nicht leben zu können. Dann wurde sie plötzlich ganz

kalt und ruhig. Es war gut so. — Sie stellte sich vor, was sie empfunden hätte, wenn ihre Schwiegermutter gestorben wäre und dieser Brief sie dann getroffen hätte — mitten in der Möglichkeit, der äußeren Möglichkeit des Glückes! Nein, das wäre ja viel schlimmer gewesen.

Nach fünf Tagen, in denen das Befinden der alten Frau täglich ein wenig besser zu werden schien, fand Viola sie eines Abends tot in ihrem Lehnstuhl.

Viola besorgte das Begräbnis. Sie saß am andern Morgen, nachdem es vorüber war, noch am Kaffeetisch, um eingegangene Briefe zu lesen, als ihr Doktor Althaus gemeldet wurde. Er hatte nicht geschrieben und kam nun, um ihr in dem Ordnen von geschäftlichen Angelegenheiten behilflich zu sein.

Sie hatte sich oft gefragt, wie sie ihm entgegentreten solle, hatte fast gehofft, ihn nicht wiederzusehen. Nun nahm er sie in seine Arme, küßte sie leise, und sie hatte ein kühles Gefühl dabei, als sei die Leidenschaft in ihr auch so plötzlich gestorben, wie die alte Frau.

Althaus war zart, liebevoll und brüderlich in seinem Verhalten. Er fand Viola erschöpft und welk, tröstete sie aber, sie werde sich schon bald erholen und wieder blühend aussehen. Er wußte, daß der Verlust der alten Frau ihrem Herzen nicht nahe ging, und war deshalb etwas erstaunt zu sehen, wie traurig und ermüdet ihre Augen ihn anblickten.

Eines Abends kam er von ihrem Rechtsanwalt. Der Mann hatte ihm diensteifrig Aufschluß über Violas

Geldverhältnisse gegeben und dabei stets durchblicken lassen, daß er Althaus für berechtigt halte, solchen zu fordern. Seine letzten Worte waren ein ziemlich offener Glückwunsch zu seiner in Aussicht stehenden Heirat mit Frau Gerwin gewesen.

Althaus ärgerte sich sehr darüber. Er bereute, hierhergekommen zu sein und sich dadurch diesen Vermutungen ausgesetzt zu haben. Seine Gedanken waren in der letzteu Zeit mit ganz anderen Dingen als mit Viola beschäftigt gewesen. Er freute sich ungeheuer auf seine Reisen. Er hatte wahrhaftig weitergehende Wünsche als die, eine leidlich-bemittelte Witwe zu heiraten. Für Viola befriedigte ihn die Thatsache der Erbschaft. Er würde lieber an sie zurückdenken, wenn er sie sich ebenfalls mit der Ausgestaltung eines behaglichen Daseins beschäftigt vorstellen konnte.

„Sie sind ja nun eine wohlhabende Frau,“ rief er fröhlich, als er bei ihr eintrat. „Das ist doch sehr angenehm. Ich gratuliere Ihnen! Nun?“

Viola hatte mit einer abwehrenden Bewegung den Kopf geschüttelt. „Lassen Sie das.“

„Hören Sie, das ist sentimentaler Unsinn! Ich denke, Sie sind über so etwas hinaus! Was war Ihnen die alte Frau? Sie müssen jetzt Ihr Leben genießen. Stellen Sie sich vor: Sie können reisen, sich Bücher kaufen — na, ist das nicht was Gutes?“

Er sah, wie sie immer bleicher bei seinen Worten wurde, wie ein Ausdruck von zurückgehaltenen Qualen sie vor seinen Augen förmlich alterte.

„Hören Sie — da steckt etwas andres dahinter. Nun — heraus mit der Sprache!“

Sie schwieg.

„Jetzt seien Sie vernünftig. Wissen Sie, ich kann dieses Wesen durchaus nicht ertragen. Mein Gott, was ist denn das? So reden Sie doch — — es ist etwas zwischen uns?“

Ihre Augen hatten sich mit Thränen angefüllt. Sie erhob sich und wollte aus der Stube gehen.

Er faßte sie hart am Arm.

„Nein — so haben wir nicht gewettet. Habe ich Ihnen was gethan? — Viola?“

Er hielt sie noch immer dicht an sich. Ein Schwindel überkam sie, der Wille, der die Instinkte im Zügel hält, war durch die Nachtwachen, physische Anstrengungen und seelische Aufregungen geschwächt — sie brach in ein jähes, heftiges Weinen aus und senkte ihren Kopf haltlos auf Bernhards Schulter.

„Der Brief —“ stammelte sie und machte sich entsetzt von ihm los. „Der Brief . . .“

„Welcher Brief?“

„Von dort — ach, es ist ja ganz gleichgültig . . . Ist es — —. Nein!“

Sie bezwang sich mit einemmal und fragte anscheinend ganz ruhig: „In welches von den Mädchen haben Sie sich verliebt?“

„Ich —? Ach!“ Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Ach — Sie sind eifersüchtig auf die Försterstöchter? Ja, es sind reizende Mädchen. Mein Gott, ich habe mich da sehr gut amüsiert. — Nein, über so etwas hätte ich Sie doch erhaben geglaubt!“

„Sie sehen, daß ich es nicht bin," sagte sie kalt und unliebenswürdig.

„Ja, leider sehe ich das. Aber an so etwas müssen Sie sich schon gewöhnen. Das war ja gar nichts. Von der einen trage ich eine allerliebste dunkelbraune Locke hier in meiner Uhr. Soll ich Sie Ihnen zeigen?"

„Nein."

„Da giebt es doch noch ganz andere Dinge, an die Sie sich gewöhnen müssen."

„Und wenn ich mich nicht daran gewöhne?"

Er zuckte die Achseln. Eine lange Pause folgte. Althaus ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich habe eine Taktlosigkeit begangen," sagte er endlich, vor Frau Gerwin stehen bleibend. „Man sollte Frauen niemals von andern Frauen sprechen. Ich habe mich dazu verleiten lassen, weil ich von Ihnen eine so hohe Meinung hatte. Ich hätte noch viel Schlimmeres zu beichten."

„Ich will Ihre Beichte gar nicht," sagte Viola angstvoll.

Er lächelte melancholisch.

„Meine Neigung zu Ihnen wird durch mein Verhältnis zu andern Frauen doch gar nicht berührt. Sie bleibt unverändert dieselbe, die sie immer war."

„Das verstehe ich nicht," sagte Viola unsicher.

Er fuhr sich ungeduldig durch die Haare.

„Mein Gott, wissen Sie denn noch so wenig vom Leben? Sie waren doch verheiratet."

Viola wurde dunkelrot und wendete den Kopf von ihm ab.

Es war ihr zu Mut, als stehe sie auf einer schmalen Brücke über einem Abgrund, die Brücke wurde ihr unter den Füßen fortgezogen, ganz sacht und liebevoll, und dabei fühlte sie mehr und mehr die atemraubende, schwindelnde Angst vor dem Fall in den dunklen Schlund eines noch namenlosen Unglücks. Und sie wußte nicht, wie sie sich davor retten sollte. Sie wußte nicht, ob es besser sei, sich mit Bernhard auszusprechen oder zu schweigen, fortzulaufen oder zu bleiben, liebevoll oder strenge zu sein — stolz oder demütig?

Sie wollte ja alles sein — und im Grunde war ihr ja auch alles gleichgültig, wenn er sie nur lieb behielt!

„Sie haben etwas sehr Schönes in mein Leben hineingetragen, Viola," sagte Althaus. „Das will ich nicht fahren lassen — ich will diese Blume in meinem Gefühlsgarten sehr sorgfältig pflegen, damit sie immer schöner blüht. Glauben Sie mir, die Zukunft kann uns noch viel köstliche Stunden bringen — Freuden, die wir jetzt noch gar nicht ahnen, weil wir erst in sie hineinwachsen müssen. Verbittern Sie sich nur die Gegenwart nicht mit thörichten Grübeleien!

Viola trocknete ihre Thränen. Er legte den Arm um ihre Taille und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Die Zeit bringt vieles, liebe Viola," flüsterte er an ihrem Ohr. „Du wirst auch an mir noch manche Überraschung erleben."

Er küßte sie wieder und wieder. Da gab sie sich dem Rausch hin, den seine leisen Zärtlichkeiten in ihr erweckten. Sie lag an seiner Brust, klammerte sich an ihm fest — trank seine Küsse, die wärmer und inniger wurden, begehrte sie mit durstigen Lippen. Etwas Bacchantisches hatte sie befallen, das Haar verwirrt, lachend, mit strahlenden Augen sah sie ihn an.

„Ach, das ist schön," murmelte sie an seiner Schulter, „ach, laß mich noch nicht! — — Du gehst ja so bald fort!"

Das war ein Schrei wilder Qual, der ihn erschütterte.

„Mein armes Kind," murmelte er und küßte und streichelte ihr das Haar, „ich komme ja wieder. — Mein armes Kind, wie leidenschaftlich Du bist! Wie jung!"

„Ich bin ja auch noch jung," flüsterte sie. „So jung — Du weißt gar nicht, wie jung.

„Ich sehe es," sagte er lächelnd. „Sagen wir sechzehn Jahre, ja? — Warst Du wirklich schon einmal verheiratet?"

„Nein", flüsterte sie, wie ein zärtlicher, schüchterner Hauch, „nie".

Er sah sie lange schweigend an. Dann ließ er sie sanft in den Lehnstuhl gleiten, wie eine liebe Kranke, die man sorgsam hütet. — Und plötzlich sagte er abgebrochen, kalt und brutal: „Täusche Dich nur nicht! Ich brauche eine ganz junge Frau. Hörst Du? — Ein ganz junges dummes Ding! Ich heirate überhaupt noch lange nicht." Er lachte verlegen. „Ich

hasse die Ehe, das weißt Du. Aber es kann sein, daß ich heirate — doch erst nach vielen Jahren, und dann — das mußt Du Dir doch selbst sagen — —. Du weißt, daß ich Dich sehr lieb habe — aber nicht so."

Viola weinte nicht mehr. Hilflos und irrsinnig suchten ihre Blicke im Zimmer umher. Aber in dem mit spießbürgerlicher Eleganz eingerichteten Salon der alten Frau Gerwin lagen weder Dolche noch Pistolen auf den Tischen.

„Ich denke, wenn ich morgen wiederkomme, ist alles zwischen uns beim alten," bemerkte Althaus freundlich, doch mit etwas heiserer Stimme. „Oder ist es Dir lieber, ich komme nicht? — Es ist spät — kann das Mädchen mir die Treppe herunterleuchten?"

„Ich will sie rufen," sagte Viola, that es aber nicht, sondern nahm einen silbernen Leuchter, der auf dem Tisch brannte, und ging ihm voran durch das anstoßende Zimmer. Aus der Küche kam das Mädchen und öffnete die Hausthür.

Althaus grüßte Frau Gerwin.

„Auf Wiedersehen!"

Viola trat ins Zimmer zurück und schloß die Thür. Der Leuchter fiel ihr aus der Hand. Das Licht verlöschte im Sturz und sie stand im Dunkeln. Sie stand sehr lange dort auf demselben Fleck, ohne sich zu rühren. Nun hatte sie das Leben kennen gelernt und auch die Liebe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Althaus ging langsam, mit gesenktem Kopf. Die Augen waren ihm naß. Es war keine Kleinigkeit, was er da eben durchgemacht hatte.

Ich mußte sie bewahren. Sie weiß ja gar nicht ... Es wäre doch nicht einmal wünschenswert. Eine Frau wie sie, und mit der Exaltationsfähigkeit — welche Ansprüche würde sie an mich stellen ...

* * *

Nach anderthalb Jahren — früher als er geglaubt, kehrte Doktor Althaus von seinen Studienreisen nach Berlin zurück. Man hatte ihm angeboten, die Redaktion eines neugegründeten Journals zu übernehmen. Da sah er ein, daß er in Gefahr sei, bei lauter Vorbereitungen zu einer erfolgreichen Laufbahn die rechte Zeit zu ihrem Beginn zu versäumen. Statt sich in fremden Ländern herumzutreiben — die ihn im Grunde auch stets enttäuschten, und wo man in den Gasthofsbetten so schlecht schlief — war es weit klüger, sich in Berlin langsam aber sicher eine anerkannte Stellung in der litterarischen Welt zu erobern. Auf diese Weise mußten seine Arbeiten sich doch ganz andre Geltung verschaffen, als wenn er sie — ein namenloser Dichter — auf den überhäuften Markt werfen würde.

Das Publikum allmählich zu seinen Ideen erziehen und ihm dann — gleichsam als Belohnung — diese Ideen in der gewaltigsten und ergreifendsten Form, im eigenen Kunstwerk, darbringen ... dies war die Aufgabe seiner nächsten Zukunft.

Daneben überlegte Althaus aber auch ernstlich, welche Mittel dazu beitragen konnten, sein Leben genau so zu gestalten, wie seine Wünsche es erforderten, und

um seine Individualität nach jeder Richtung hin harmonisch zu vollenden. Vieles stand ihm, einem gescheiten, gebildeten Manne aus guter Familie, zu Gebot — aber er wollte eine weise Auswahl treffen. In allem ähnlich, wie er seine Junggesellenwohnung einrichtete: wenig gute und geschmackvolle Stücke, alles bequem zum täglichen Gebrauch — und vor allem nichts nach der landläufigen Schablone.

Dabei kehrten seine Gedanken auch zu Frau Gerwin zurück. Er hatte ihr einmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Wenn er sich vorstellte, daß sie keinen Umgang mehr mit ihm wünschen möchte, wurde er sehr traurig. Trotzdem er nicht gerade leidenschaftliche Sehnsucht nach Violas Nähe empfand, verlangte irgend etwas in seinem Herzen ganz bestimmt gerade nach der Liebe, die sie ihm entgegengebracht und die er so brutal verschmäht hatte. Eine aufgeregte Empörung ergriff ihn bei dem geringsten Zweifel an der Tiefe, der Treue, der unerschütterlichen Opferfreude und Selbstlosigkeit dieser Frauenliebe, die er immer — sein ganzes Leben lang — hinter der keuschen Ruhe ihrer Freundschaft ahnen wollte.

Die Wege am Rande eines dunklen und verschlungenen Dickichts mit dem Ausblick in die Ebene, wo man zu gleicher Zeit den schwülen Duft des Waldbodens atmen und sich die kühle Luft des Feldes ums freie Haupt spielen lassen konnte — die liebte Bernhard Althaus gerade besonders.

Nachdem Doktor Althaus in verschiedenen einflußreichen Häusern, welche ihm, wie er hoffte, in seiner

Carriere nützen würden, Karten abgegeben hatte, besuchte er auch Frau Gerwin. Sie wohnte immer noch in der Nettelbeckstraße.

Es war am Nachmittag zur Theestunde. Er hörte schon im Vorzimmer ein lebendiges und heiteres Debattieren und fand mehrere Herren und Damen bei ihr versammelt.

Viola begrüßte ihn fröhlich. Sie stellte ihn den Anwesenden als ihren alten Freund vor. Sie sah fast jugendlicher aus, als zu der Zeit, da Bernhard sie verlassen hatte. Er mußte sie immerfort betrachten, und sein sensitives Schönheitsgefühl weidete sich an ihrer blassen, vornehmen Erscheinung. Irgendwie hatte sie sich verändert — nicht gerade auffallend — aber er fühlte schon, daß vieles an ihr ihm fremd geworden war, daß er sie nicht mehr kannte, wie er sie vordem gekannt hatte. Das reizte ihn, wurde ihm aber auch zu einer Kränkung. Sie hatte sich augenscheinlich von seinem Einfluß völlig freigemacht und war eigene Wege gegangen.

Nachdem sie eine Weile mit ihm gesprochen hatte, wendete sie sich wieder der allgemeinen Unterhaltung zu. Diese behandelte ein psychologisches Problem — eines von denen, über die jeder gebildete Mensch nachdenkt, die aber in einer Gesellschaft von Herren und Damen nur selten besprochen zur werden pflegen. Jeder der Anwesenden sagte seine Meinung mit einer großen Freiheit. Ein junger Mann in einem schäbigen Rock und mit einem begeisterten Gesicht sprach sich sogar in ganz unparlamentarischen Ausdrücken über die Sache

aus. Wäre es nicht gerade im Hause seiner Freundin gewesen, so würde Doktor Althaus sofort gefesselt und zu lebhafter Beteiligung angeregt worden sein. Doch mit den Erinnerungen, welche diese Zimmer für ihn beherbergten, wurde er etwas verstört durch das, was er hier sah und hörte. Sein Blick verweilte mit einer gewissen Rührung auf Fräulein Lohmann und ihrer Häkelarbeit — sie wenigstens schien noch immer dasselbe Muster zu häkeln, an dem er sie so manches liebe Mal hatte arbeiten sehen.

Von den übrigen Damen machte niemand Handarbeiten. Eine derselben rauchte; auch die Herren rauchten. Cigarretten und Cigarren standen auf einem Tischchen neben einer bunten geschliffenen Flasche mit Likör, den einige dem Thee vorzogen. Eine junge Frau saß, auf beide Ellbogen gestützt, vor einem Journal und war, unbekümmert um die hin und her springende Unterhaltung, ganz vertieft in ihre Lektüre.

Althaus kannte mehrere der Herren — es waren ein vielgenannter Bühnenschriftsteller und ein paar Maler da, ein Privatdozent der Philosophie und die Herausgeberin einer Frauenzeitschrift, alles reife aber noch jugendlich bewegte und strebende Menschen. Althaus unterhielt sich schließlich, obwohl er mit Frau Gerwin nur noch wenige Worte wechselte, ausgezeichnet. Als sie ihn aufforderte, über acht Tage wiederzukommen, wo er ungefähr die gleiche Gesellschaft treffen werde, sagte er freudig zu.

Dieser Besuch wirkte auf ihn wie ein ganz unerwartetes Erlebnis. Er mußte sich unwillkürlich immer wieder fragen, wie sich Viola ihm allein gegenüber wohl ausnehmen werde. Er hatte die Beziehungen zu ihr sehr vorsichtig wieder anspinnen wollen, stieg aber schon nach drei Tagen die Treppen zu ihrer Wohnung wieder hinauf.

Indem er die Klingel drückte, öffnete sie selbst die Thür, mit Hut und Mäntelchen zum Ausgehen angekleidet.

„Ah!" sagte sie erstaunt, und wie es ihm schien, erschrocken.

„Müssen Sie ausgehen?" fragte er, in dem alten Ton, in dem er früher mit ihr zu verkehren pflegte. „Ich möchte Sie so gern allein sehen. Das neulich war ja ganz schön — sehr verblüffend übrigens — aber — wir haben uns doch wohl noch viel zu erzählen . . ."

Sie wendete sich zurück und legte Schirm und Handschuhe auf einen Stuhl.

„Da Sie mich hier getroffen haben, kann ich mich doch nicht gut verleugnen lassen," sagte sie mit einem kleinen Lachen.

„Würden Sie das sonst gethan haben?"

„Ja!"

„Das ist nicht recht von Ihnen, Viola."

„Ich kann doch wohl empfangen oder nicht empfangen, wen es mir beliebt!"

„Gewiß — aber warum wollten Sie mich nicht empfangen?"

Sie waren dabei in ihren kleinen Salon eingetreten. Viola ging zum Fenster und zog die der Sonne wegen geschlossenen Gardinen auseinander.

„Kommen Sie nicht wieder,“ sagte sie mühsam. „Ich bitte Sie — kommen Sie nicht wieder. Ich denke, ich habe Ihnen schon dadurch, daß ich Ihren Brief nicht beantwortete, gezeigt, daß ich keinen Verkehr mehr mit Ihnen wünsche.“

Althaus sah sie erschrocken an, danach blickte er fassungslos im Zimmer umher und nahm in Zerstreutheit und Befangenheit ein Buch auf, das vor ihm auf der Chaiselongue lag. Es war ein französischer, naturalistischer Roman, und selbst in diesem unangenehmen Augenblick mußte er sich darüber wundern, daß Viola, die so grenzenlos empfindlich gegen alles Rohe gewesen, dergleichen lesen mochte.

„Wenn ich zwischen Ihren neuen Freunden störend wirke — warum haben Sie mich dann letzten Mittwoch eingeladen, wiederzukommen?“ fragte er sanft; hätte er sich nicht zu dieser Sanftmut gezwungen, so wäre er sehr heftig geworden. Und er fühlte, daß das außerordentlich lächerlich gewesen wäre.

„O nein,“ sagte sie und begann zu lächeln, „Sie stören durchaus nicht. Nur meine ich, einmal in der Woche sei es genug.“

„Und wenn es mir nicht genug ist?“

„Warum geben Sie sich so viel Mühe — lassen Sie mich doch allein,“ sagte sie müde, und in ihr feines Gesicht trat ein harter, finsterer Zug.

„Weil ich Sie lieb habe. Und weil ich glaube, daß, wenn Sie nur vernünftig sein wollten, wir einander sehr viel sein könnten."

„Und wenn Sie heiraten?"

„Ach, das hat noch gute Weile. Ich denke jetzt weniger daran als je."

Frau Gerwin blickte Althaus starr an.

„Gut — wenn Sie wollen, dann sei es," sagte sie langsam.

„Es wäre doch besser, wir machten ein Ende und sähen uns nie wieder," fügte sie in ihren alten, weichen, schwermütigen Tönen hinzu. „Es wäre besser!" — Sie hatte Thränen in den Augen.

Aber sie rührte ihn damit nicht, denn er ging ganz in der Freude auf, den Sieg über sie errungen zu haben. Er schüttelte ihr kräftig die Hand und setzte sich zu ihr aufs Sofa und erzählte ihr von seinen Reisen. So wie sie konnte ihm niemand zuhören.

*   *
*

Von der Zeit an fand Althaus bei Frau Gerwin alles, was er nur erwartet — und mehr, weit mehr — wie er es auch erwartet hatte. Die freundliche Wohnung da draußen im stillen Westen wurde in Wahrheit sein geistiges und gemütliches Heim, wohin er alles trug, was ihn bewegte, freute, kränkte, wo er für jede Stimmung das Wort oder das Schweigen, den Blick, den Händedruck, das Lachen oder den Ernst fand, dessen er gerade bedurfte.

Wieviel hatte Frau Gerwin gelernt. Er staunte oft darüber. Sie konnte gelegentlich sogar mit ihm kokettieren, in einer wunderlich kühlen, spöttischen Weise, die ihn reizte und fesselte. Übrigens wußte er schließlich nicht mehr, ob Viola ihn noch liebte; jedenfalls verstand sie ihre Gefühle sehr gut zu verbergen, und oft, wenn er anfing, von ihrer Gegenwart beunruhigt zu werden, sprach sie so lebhaft und interessant, daß er darüber das andre vergaß. Sie machte in ihren Ansichten so große Sprünge, daß er Mühe hatte, ihr zu folgen, und die Leichtigkeit, mit der sie sich in ihrer neuen Anschauungswelt einrichtete, nicht genug bewundern konnte. In sentimentalen Stunden fürchtete er sogar, daß sie sich zu weit voran wagen und darüber irgend etwas von der Poesie einbüßen könne, die ihr Wesen für ihn hatte. Ja — er trauerte dann diesem zarten Reiz schon als etwas Vergangenem nach.

Und dann besaß sie ihn doch wieder. Auch mußte er ihr für die reichere geistige Anregung, die von ihr ausging, wirklich dankbar sein.

Oft fiel es ihm auf, daß ihr eigentliches Selbst ihm fremder blieb, als in der ersten unerquicklichen Periode ihrer Freundschaft, da Viola es nicht wagte, eine Ansicht zu äußern, aus Furcht, ihm zu mißfallen, und er in ihrem Herzen bis auf den Grund lesen konnte. Jetzt brauchte er sich nicht mehr davor zu scheuen, ihr von andern Frauen und Mädchen zu erzählen. Sie fragte ihn danach und neckte ihn mit diesem und jenem Interesse. Als er für längere Zeit ernstlich gefesselt war, stellte er in ihrer Gegenwart

die eingehendsten Vergleichungen über Frauenart an, ohne daß es sie im mindesten zu irritieren schien. Er fand das außerordentlich vernünftig, und es lockte ihn förmlich, sie durch dergleichen Gespräche auf die Probe zu stellen.

Über seine zukünftige Frau, ihre Eigenschaften und ihr Äußeres — das gesellschaftliche Milieu, dem sie entsprungen sein müsse, ihr Verhältnis zu ihrem Manne und beider Verhältnis zu den Kindern waren sie schon längst bis auf die geringsten Kleinigkeiten einig geworden. Nur war die Betreffende bis jetzt noch nicht gefunden.

„Mir ist eins bedenklich,“ bemerkte Althaus einmal, „daß ich mich am Ende mit diesem reizenden Geschöpf grenzenlos langweilen werde.“

„So — fürchten Sie das wirklich?“ fragte Viola gleichmütig.

Wenn er sich nun doch verheiratete ... dachte sie und eine Todeskälte befiel ihr Herz, — wenn alles vergebens gewesen wäre?

— — — — — — — — — — — — — — —

Als eine Augenentzündung Bernhard längere Zeit an sein Zimmer fesselte, besuchte Frau Gervin ihn treulich, las ihm vor, schrieb Briefe für ihn und kümmerte sich nicht im mindesten um das neugierige Gesicht seiner Hauswirtin.

Endlich ging es ihm besser, er sollte nur noch einige Tage nicht ins helle Sonnenlicht sehen. Frau Gerwin saß bei ihm und plauderte von diesem und jenem. Bernhard war still, er stützte den Kopf in die

Hand. Sie glaubte, er sei müde, und hörte auf zu reden. Eine Weile blieben sie so, und in ihren Stuhl zurückgelehnt wäre Viola in der Dämmerung fast eingeschlafen, als sie plötzlich die Augen öffnete. Bernhard stand dicht neben ihr und sein Kopf näherte sich leise dem ihren. Sie zuckte ein wenig zurück. Ihr Herz that einen großen erschrockenen Schlag. Nein, nein! schrie es in ihr. Nicht so . . .

Sie erhob sich und sagte, sie müsse gehen. Althaus holte ihre Sachen und war ihr behilflich, den Mantel anzulegen. Sein Wesen dabei war sanft wie eine Liebkosung — wie eine Bitte. Aber in ihr war nur Kälte und Zurückschrecken und Verachtung.

Als sie draußen war und schon ein Stück weit gegangen, blieb sie auf der Straße stehen und starrte in die Luft. Ja liebe ich ihn denn nicht mehr? fragte sie sich erstaunt. Wie das gut wäre! Vielleicht ist es nun vorüber!

Und dann plötzlich: Wenn die Stunde endlich doch gekommen wäre —! Was wollte ich denn eigentlich all die Jahre?

— — — — — — — — — — — — — — —

Nein — nein, sagte Althaus heftig zu sich, das wäre zu dumm, zu kindisch, es wäre das Ende von all dem Schönen, was mich so tief befriedigt! — Und heiraten? Sie ist ja jetzt wohl fünfunddreißig Jahre. Wenn ich es nicht gethan habe, als ich sie kennen lernte, warum denn jetzt? Das wäre der Ruin meiner Zukunft — in zehn Jahren bin ich ein berühmter Mann — mit einer alten Frau . . . Gebe ich ihr denn

nicht mein Bestes — wahrhaftig alles Gute, was in mir ist? Sie kann schon zufrieden sein und sie ist es ja auch. Eigentlich ist unser Verhältnis das schönste, was sich denken läßt — das einzig wahre zwischen einem gebildeten Mann und einer gebildeten Frau!

* *
*

Ein Vierteljahr darauf lernte Althaus im Seebade ein junges Mädchen kennen, in das er sich heftig verliebte. Sie trug offenes braunes Haar, spielte mit den anwesenden Kindern am Strande und holte mit einem reizenden Gelächter die Erwachsenen herbei, um ihre Sandbauten zu bewundern.

Sie war wirklich sehr naiv, erzählte beständig von sich und ihren kleinen Leiden und Freuden, aber so drollig, daß es eine Lust war, zuzuhören. Sehr bald war Althaus in all ihre Musikstudien und Kochversuche eingeweiht, er wußte, daß sie Küken zog und eine Ponyequipage besaß. Sie behandelte den Schriftsteller, den berühmten Mann, schon halb wie einen alten Herrn, gegen den man recht zutraulich sein kann. Eine beständige Neckerei und Schäkerei war zwischen ihnen im Gange — ein Vielliebchenessen und Wetten und Überraschen — Althaus amüsierte sich ungeheuer mit der Kleinen; er entdeckte Quellen von jugendlicher Heiterkeit und kindischem Lebensgenuß in sich. Das war gewiß das Richtige für ihn! Dieses unbefangene Geschöpf, das über alles lachte, was das Dasein Rätselhaftes und Schweres zu bieten schien, und das dabei doch nicht

dumm war. Nicht im geringsten! Sie konnte Dinge sagen, die ihm wie die Strophen von Volksliedern klangen. Und dann war sie so gesund. Sie erzählte beständig von allerlei Kraftstückchen, die sie ausführte, und machte sich über ihre Freundinnen lustig, die das nicht konnten. Sie trug in der scharfen Seeluft nur eine ganz dünne Bluse, deren zurückgeschlagener Kragen ihren weißen Hals sehen ließ, niemals eine Jacke oder ein Tuch.

Auch ihre Ansichten über Moral und dergleichen waren gesund und frisch, wenngleich etwas beschränkt. Es war die herbe Strenge eines unverdorbenen Gemütes, mit der sie urteilte. Althaus fand neuerdings, daß bei der Toleranz, die alles zu verstehen sucht, um es zu verzeihen, auch nicht viel herauskam. Im Grunde mußte man doch sich selbst viel zu verzeihen haben, um zu diesem Standpunkt zu gelangen. Und ob es für die Erziehung von Kindern der rechte Standpunkt sei, das war noch sehr zu bezweifeln.

Ein ausgereifter Geist in einem ganz jugendfrischen Körper — das ließ sich doch nun mal nicht vereinigt finden. Er suchte schon zu lange danach. — Lullu hatte von all den Mädchen und Frauen, die er gern gehabt, eines voraus, und das war ihre Unschuld. Dabei war sie aus guter Familie — ihr Vater ein vermögender, adliger Gutsbesitzer. Das Ländliche besaß für den Studierstubenmann und seine müden überreizten Nerven immer etwas Anziehendes. Hier trat es ihm frisch und doch distinguiert entgegen — eine

Wiesenblume aus den Gründen eines wohlgepflegten englischen Parkes.

Er entschloß sich kurz, und als er sich einmal allein mit Lullu am Strande sah, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle.

Sie wurde rot, sah ihn mit einem listigen Blinzeln von der Seite an und fragte: „Nein, wirklich?“

Und dann lachte sie hell auf und rief: „Wie komisch! Wie komisch! Was wird nur Mama sagen!“

„Ja — was sagen Sie denn?“ fragte Althaus.

„Ich —? Ja wollen Sie denn so ein dummes Ding?“

Als er sie an sich zog, hob sie das Köpfchen und flüsterte ihm ins Ohr: „Dein Kind und Dein Weib!“

Doktor Althaus glaubte in diesem Augenblick, daß niemals, seit die Welt bestand, ein Mann so glücklich gewesen sein könne, wie er.

Er teilte Frau Gerwin seine Verlobung brieflich mit, und als er nach Berlin zurückkehrte, wollte er auch gleich zu ihr gehen. Aber er fand so vielerlei Geschäfte zu erledigen, daß er zwei Wochen nicht dazu kam. Eigentlich konnte sie von einem Bräutigam auch nicht verlangen, daß er viel Zeit zu Besuchen hatte. Als er sie darauf nicht zu Haus traf, that ihm das leid, obwohl er eine Stunde gewählt hatte, wo sie meist Besorgungen zu machen pflegte.

Dann kam seine Braut mit ihrer Mutter, um die Ausstattung zu besorgen. Während ihres Aufenthaltes beeilten sich alle Freunde von Doktor Althaus, das Brautpaar einzuladen. Bei einer solchen Gelegenheit

traf er zum ersten Mal wieder mit Frau Gerwin zusammen. Sie kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Möchten Sie glücklich werden,“ sagte sie ruhig und kühl. Er stellte ihr Lullu vor und sie beglückwünschte auch das junge Mädchen.

Althaus strahlte, wenn er seine Braut ansah. Von ihrer leichten Gestalt, von ihrem losen Haar, ihren lachenden Augen, ihren weißen Schultern und rosigen Armen ging förmlich ein ansteckendes Leuchten aus. Sie wurde sehr gefeiert. Althaus verglich mit einer hohen Befriedigung sein „Kindchen“, wie er sie nannte, mit Frau Gerwin, die bei einigen Damen in einer Ecke des Saales saß und matt, alt, ja sogar krank aussah. Das Mitleid ergriff ihn. Er hätte gern etwas für sie gethan, ihr irgend eine Freude gemacht. Während Lullu mit einem seiner Freunde tanzte, ging er zu ihr und sprach von seinem Glück, denn wovon hätte er sonst sprechen sollen? Viola hörte ihm geduldig zu. Er fand es sehr liebenswürdig, daß sie nicht schalt, weil er so lange nicht gekommen war. „Aber ich bringe Ihnen meine Braut,“ versprach er. „Sie werden sie lieb gewinnen!“

Dazu kam es doch nicht. Man hatte immer so viel zu thun, und schließlich vergaß Althaus auch in dem Trubel sein Versprechen.

* *
*

Althaus ging mit seiner jungen Frau nach Italien. Sie machten dort alles ganz anders, wie andre

Hochzeitsreisende — viel klüger und origineller. Kein Museum, keine Kirche wurde von ihnen angesehen, die klassische Kunst störte sie durchaus nicht in ihrem Vergnügen. In Venedig lernte Lullu von einem Gondolier, auf den Althaus beinahe eifersüchtig geworden wäre, Ritornelle singen. In Rom fuhren sie zu der Villa des Hadrian hinaus und pflückten Veilchen. In Neapel kaufte Lullu sich einen italienischen Anzug und Korallennadeln und einen Schildpattkamm. Italien gefiel ihr außerordentlich! Sie war sehr zärtlich, sehr anschmiegend, sehr unselbständig, sehr neckisch und lustig — ganz wie eine junge Frau in den Flitterwochen sein soll. Fand sie Althaus einmal müde, zerstreut und verdrießlich, so wußte sie schon wieder Leben in ihn zu bringen — und schließlich war es immer ein Rausch von Küssen und Lachen und Herumtollen.

Aber in der letzten Zeit sagte er bisweilen, er freue sich auf Berlin und auf seine Arbeit und es sei ganz gut, wenn dieser Unsinn ein Ende nehme. Er litt viel an Kopfweh, das er seiner Frau zu verbergen suchte. Und er begann die Übersättigung zu fürchten — die Perioden stumpfer, dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles ihn Umgebende, am meisten gegen das Schöne und die Freude, Perioden, über die ihm nur strenge Arbeit und ernstes Denken hinweghalfen.

Mit einer Art von ängstlicher Hast beschleunigte er die Rückreise. Mein Gott — er konnte, nun er eine Frau hatte, dieser doch nicht zeigen, daß er sie gern für ein paar Monate wieder los geworden wäre! Man mußte sich eben einrichten, so gut es gehen wollte.

Wenn er in Berlin in sein Redaktionsbureau ging, so merkte sie am Ende gar nichts von seinem jämmerlichen blasierten Zustande.

Während er sich so vor der Zukunft fürchtete, begann ihn Lullus fortdauernde Heiterkeit zu ärgern. Das hatte er schon heraus: sie war oft beleidigt, verstimmt oder auch einfach ruhig. Aber dann lachte sie doch und machte Witzchen und Scherze. Sie hatte sich das bei ihrem Vater angewöhnt, und ihre Mutter hatte ihr immer gesagt, damit entzücke sie die Männer. Althaus konnte jetzt schon recht gut unterscheiden — was der alte Gutsbesitzer niemals gelernt hatte — wann Lullus Lustigkeit von Herzen kam und wann sie Manier war. Und dann übte sie auf ihn keine Wirkung mehr.

Glücklicherweise hatte die Schwiegermama ihre Wohnung, um sie behaglicher einrichten zu können, vom ersten Januar ab gemietet, und so konnten sie denn schon im März nach Berlin kommen.

Althaus hatte einen neuen Roman im Kopf, der etwas Rechtes werden sollte. Jedes neue Werk schien ihm immer das einzig Wahre, sein Lebenswerk zu sein, von den früheren hielt er nicht so viel.

Lullu kannte seine Bücher natürlich, aber er sprach nicht gern mit ihr darüber. Sie sagte dann doch recht triviale Sachen und in einem so selbstgefälligen Ton. Sie hatte irgendwo gelesen, die Frau eines Dichters müsse ihren Gatten durch ihren Einfluß vor dem Rohen und Gemeinen in der Kunst behüten. Das fand sie eine sehr ideale Lebensaufgabe. Nur gingen Bernhards und ihre Anschauungen über das Rohe und Gemeine

sehr weit auseinander. Was sie so nannte, erklärte Althaus für kraftvoll und männlich, und was sie als poetisch und schön bewunderte, bezeichnete er als widerwärtigen Quark.

Er erzählte ihr seine Idee, sie redete eifrig hinein und begeisterte sich für die Aussicht, mit ihm zu arbeiten. Mit der Unbefangenheit, die er bisher so sehr an ihr geliebt hatte, machte sie ihm Vorschläge zu allerlei Änderungen seines Planes nach ihrem Sinne. Er lachte sie aus, und da zeigte sie eine überraschende Eitelkeit, indem sie durchblicken ließ, sie habe als Backfisch auch gedichtet und sei doch am Ende gar nicht so unbegabt, wie er zu denken scheine.

Das war also nichts. — Althaus sagte sich, daß er sie durchaus fern von seiner Arbeit halten müsse; sie hatte ihm schon die ganze Stimmung verdorben.

Aber das war schwerer als er glaubte. Wenn er sich des Abends in sein Zimmer zurückgezogen hatte, tauchte alle fünf Minuten ihr braunes Köpfchen zwischen den Portierenfalten auf, sie huschte zu ihm und fragte: „Ist mein Schatz auch fleißig? Laß einmal sehen, was Du geschrieben hast!“

Schließlich wies er sie ernstlich hinaus. Dann hörte er nebenan ihr klägliches Weinen. Das ging doch nicht.

Er machte ihr Vorstellungen. Da sah sie ihn mit ihren thränenfeuchten Schelmenaugen sehr lieblich an und zog ein Mäulchen wie ein süßes, gescholtenes Kind und sagte: „Wenn Du den ganzen Abend arbeitest, habe ich ja gar keinen Mann.“

Diese Scenen wiederholten sich täglich. Einmal sagte sie, sie wolle zu Bett gehen, kam aber in ihrem kurzen rosenroten Flanellunterröckchen wieder hereingehüpft, Bernhard gute Nacht zu wünschen, und tändelte so allerliebst um ihn herum, imitierte die Pas einer Ballettänzerin, die sie zusammen gesehen hatten, und war dabei so verführerisch schön, daß er die Feder hinwarf, sie auf seine Knie zog und weiter nichts dachte und wollte, als sie bei sich haben. Da blinzelte sie ihn listig von der Seite an und lachte: „Hab' ich's doch erreicht.“

Lullus Wort und Blick wollten ihm nicht wieder aus dem Sinn. War sie denn wirklich so kindlich und unschuldig, wie sie erschien? — Ein großer Ekel an sich selbst überkam ihn.

* * *

Als Althaus am Nachmittag des folgenden Tages, aus dem Redaktionsbureau heimkehrend, eine Weile in Gedanken versunken gegangen war, blieb er plötzlich stehen, blickte um sich und lachte dabei vor sich hin. Aus alter Gewohnheit hatte er den Weg zu Frau Gerwins Wohnung eingeschlagen.

Ein großes Verlangen nach ihr, nach einem vernünftigen Gespräch mit ihr quoll unbezwinglich in ihm auf und erfüllte sein ganzes Herz mit einer innigen Erwartungsfreude. Die hatte er immer empfunden, wenn er nach einem stürmischen und gewöhnlich häßlich endenden Verliebtheitsschauer zu ihr zurückkehrte und

sich in dem stillen Glanze ihres klugen Lächelns wieder reinbadete.

Er hatte ihr so viel zu sagen — unendlich viel. Sie wußte ja noch nichts von seinem neuen Roman, dessen Grundidee gewiß ihren Beifall finden würde! Und dann war da von seiner Reise ein Abend, an dem er sich von Neapel aus allein hatte auf den Golf hinausrudern lassen ... In den Gedankenträumen, die ihm über dem eintönigen Wogengeplätscher und unter der purpurblauen Nachtdämmerung kamen, war vieles, was in ihm wogte und nach Klarheit verlangte, und von dem er wußte, daß es auch sie schmerzlich bewegte, gefestigt und gestaltet worden. Daran mußte er sie doch teilnehmen lassen.

Er ging immer schneller und schwenkte den Stock in der Hand.

Er stand schon vor dem ihm so gut bekannten Hause, als er zögerte, hineinzugehen. Eine Scham befiel ihn, als habe er dort drinnen über Lullu klagen wollen — als sei er auf dem Wege zu einem unerlaubten Vergnügen. Eine Art von Ehemannsehre regte sich in ihm und ließ ihn langsam umkehren.

Ja, ja, die Ehe —, dachte er, welch ein sonderbares, mystisches und eigentümliches Verhältnis zwischen zwei Menschen. . . .

Er hatte so übermäßig viel über dieses Sphinxrätsel gegrübelt. Er hatte die Sache beobachtet, wo sich nur Gelegenheit dazu fand, und hatte mit den gescheitesten Leuten stundenlang darüber geredet. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, dahinter zu kommen,

welche Elemente zusammengefügt werden müssen, um eine glückliche Ehe zu geben. Die Quintessenz seiner Überlegungen hatte er ernstlich geprüft, ehe er Lullu wählte. War sie denn nun das Weib, das er brauchte? Und war er der Mann, der sie glücklich machen würde? —

Noch konnte man das Gegenteil nicht behaupten. Sie stand in ihrer ersten Krisis. Nach den Zeugnissen aller Erfahrenen sollten bei einem guten Ehebunde sehr vielerlei Krisen von größerer und geringerer Gefahr zu überstehen sein, ehe man sich gerettet fühlen durfte. Lullu war ein Kind, das erzogen werden mußte. Hatte sich Viola nicht auch erst durch Jahre geduldiger Arbeit an sich selbst zu dem erzogen, was sie geworden war — zu der Freundin und Vertrauten seines besten Ich? Lullu mußte eben lernen, nicht nur seine Frau, sondern auch seine Freundin zu werden, um ihm jene zu ersetzen.

Warum hatte er Frau Gerwin nicht längst mit seinem lieben Kinde zusammen aufgesucht?

Er kam ganz vergnügt nach Haus, hörte Lullus Bericht über die Schandthaten ihres Dienstmädchens, über ihre Pläne zu neuen Sommerkleidern und über die Liebesgeschichte einer Bekannten lächelnd an und sagte darauf: „Du, Herzchen, sei morgen, wenn ich um zwölf aus dem Bureau komme, fertig angezogen. Ich möchte einen notwendigen Besuch mit Dir machen.“

„Wo denn?“ fragte sie neugierig.

„Bei Frau Gerwin. Ich glaube, ich habe schon öfter von ihr gesprochen . . .“

„Das glaube ich auch! Du — zu der gehe ich nicht!"

„Lullu, sei nicht kindisch. Ich versprach schon, als wir noch verlobt waren, Dich ihr zu bringen."

„Ich gehe nicht zu Frau Gerwin. Unter keinen Umständen."

„Ich begreife nicht . . ."

„Ich begreife nicht, wie Du mir das zumuten kannst!"

„Hat Dich jemand gegen Frau Gerwin eingenommen? Bitte, sage mir die Wahrheit!"

Lullu lehnte sich im Sofa, auf dem sie beide saßen, zurück und blickte in die Luft.

„Sie ist eine Emanzipierte."

„Was verstehst Du darunter?"

„Eben das, was Frau Gerwin ist."

„Du kennst sie ja gar nicht."

„Ich weiß genug von ihr. Mit solcher Person willst Du Deine Frau verkehren lassen? Ihr Männer seid doch manchmal köstlich!"

Die runden jungen Schultern zuckten verächtlich, der kleine junge, süße Mund lachte verächlich, die Füßchen trippelten in ihren spitzen Schuhchen ungeduldig auf dem Teppich einen verächtlichen Takt.

Bernhard stand auf. „Du befindest Dich völlig im Irrtum, liebe Lullu," sagte er ernsthaft. „Du thust Frau Gerwin großes Unrecht. Sie ist keine Frau, die man nach einem gewöhnlichen Maßstab messen darf."

„Daß Du sie verteidigst, finde ich ja ganz großmütig. Aber daß ich anders über sie urteile, als Du, das kannst Du mir doch nicht verdenken!“

„Du hast überhaupt kein Recht, über sie zu urteilen, so lange Du sie nicht kennst! Es ist sehr gut, daß wir einmal auf Frau Gerwin zu reden kommen. Ich sehe, daß Du Dir da ganz falsche Begriffe in Deinem kleinen Köpfchen zurecht gemacht hast.“

„War sie denn nicht Deine Freundin? Hast Du mir das nicht selbst gesagt?“

„Ja gewiß. Aber das muß ich Dir nun erklären.“

„Das brauchst Du gar nicht. So dumm, wie Du manchmal denkst, bin ich nun doch nicht mehr. Mama sagt auch immer, eine junge Witwe, die mit einem jungen Manne eine sogenannte Freundschaft unterhält, hat immer was Bedenkliches.“

Bernhard drehte nervös an seinen Bartspitzen. Wenn Lullu derartige aufgeschnappte Allerweltsweisheitsphrasen zum besten gab, war sie ihm unerträglich. Er bemerkte mit Schrecken, daß sie sich seit einiger Zeit mehr und mehr darin gefiel. Sie glaubte, ihm damit zu imponieren. Sie spielte dann die tugendhafte deutsche Frau — noch etwas ungeschickt, weil es ein andres Rollenfach war, als das ihr gewohnte. Bernhard aber fragte sich verzweifelt, ob sie denn am Ende immer nur gespielt habe und was eigentlich das Echte und ihr Eigene sei?

„Lullu,“ sagte er, und seine Stimme nahm schon einen matten, hoffnungslosen Ton an, „Du wirst mir, Deinem Manne, doch glauben! Ich sage Dir jetzt,

daß ich Frau Gerwin von allen Frauen, die ich im Leben kennen gelernt habe, am meisten verehre und hochschätze. Hast Du mich verstanden?"

Um ihren Mund zitterte kommendes Weinen. Sie sah ihn mit großen, bösen Augen an.

„Warum hast Du denn mich geheiratet und nicht Frau Gerwin?"

Diese Frage verblüffte ihn und traf ihn irgendwo in seinem Herzen sehr schmerzlich, trotzdem er sich gleich sagte, er hätte sie erwarten müssen.

„Daraus siehst Du eben, daß ich Dich wohl doch noch lieber habe, als Frau Gerwin," sagte er, und es sollte herzlich klingen. Aber es fiel ihm nicht ein, dabei ihre Hand zu nehmen oder ihr das Haar zu streicheln, wie er es sonst gern that.

Sie schlang leidenschaftlich die Arme um seinen Hals und hing an ihm und flüsterte: „Ist das auch wahr? Ist das auch wirklich wahr? Hast Du mich auch über alles auf der Welt lieb?"

„Ja, Kind," sagte er leise, und in seine Augen kamen nicht Thränen, aber eine unendliche Traurigkeit, denn er mußte an die tiefe, treue Liebe denken, die ihm Viola so viele Jahre still geopfert hatte. Und er konnte Lullu in diesem Augenblick nicht küssen, er konnte nicht. Eine Angst schnürte ihm die Kehle zu — wie hatte denn Viola das getragen, daß er sie verließ, und warum hatte er es thun müssen?

Er ging von seiner Frau fort, öffnete die Balkonthür und trat hinaus. Ihn verlangte nach Luft, nach Freiheit, nach Erlösung von dieser Qual. Wenn sie

mir doch nicht folgte, wenn sie mich doch allein ließe, dachte er mit einen wahren Grauen vor Lullus Gegenwart.

„Du, Männchen," rief's gleich darauf hell und lustig aus dem Zimmer, ihm war als höre er das Gebimmel einer silbernen Schelle, „wollen wir nicht morgen mal im Restaurant essen? was? Austern? Bitte, bitte! Und eine Flasche Champagner? Eine ganz kleine? Ich möchte so gern!"

Sie will ihren Triumph genießen, dachte er bitter und feindselig.

Im Grunde lag ihm nichts mehr an dem Besuch bei Viola, ja es widerstand ihm schon, die beiden Frauen zusammenzubringen. Aber doch sagte er hart und bestimmt: „Wenn Du mit mir bei Frau Gerwin gewesen bist, können wir in ein Restaurant gehen."

Lullu wurde plötzlich ganz weiß, sie bekam förmlich gelbliche Flecken um Nase und Mundwinkel. „Ich will nicht," schrie sie gell auf. „Hörst Du denn nicht, daß ich nicht will! Ich besuche Deine früheren Flammen nicht!"

„Aber ich sagte Dir doch eben . . ." begann Bernhard entsetzt.

„Das ist mir ganz gleichgültig," schluchzte Lullu, „Du hast ihr doch die Cour gemacht!"

„Kannst Du Dir denn gar keine Beziehung zwischen Mann und Weib ohne Courmachen denken?"

„Nein — was sollt Ihr denn sonst miteinander geredet haben?"

„Deine Worte zeugen von einer sehr niedrigen Auffassung, Lullu. So erbärmlich kannst Du doch nicht denken!“

„Ich denke, wie meine Mutter denkt,“ sagte Lullu, und ihre Züge zeigten einen harten Trotz. „Kannst Du behaupten, daß Du Frau Gerwin niemals geliebt hast?“

„In Deinem Sinne nur ganz kurze Zeit,“ sagte Bernhard. Es wäre ihm in diesem Augenblick unmöglich gewesen, sich durch Ausflüchte zu retten. „Später bestand unsere Freundschaft in einem reinen und befriedigenden Austausch geistiger Interessen. Siehst Du, das sollte doch auch das Ziel sein, dem wir in unsrer Ehe entgegenstreben wollen.“

„Du läßt mich ja gar nicht mit Dir arbeiten! Du schließest mich ja von allem aus. Du hast mir ja gesagt, daß ich zu dumm dazu bin, daß ich niedrige Anschauungen habe.“

„Du kannst doch innerlich wachsen und reifen!“

„Das will ich gar nicht,“ antwortete Lullu, und nun keifte sie förmlich. „Wenn ich Dir nicht recht bin, wie ich bin, so gehe nur wieder zu Deiner Frau Gerwin! Ich halte Dich nicht. Meine Eltern werden mich schon aufnehmen, wenn ich zu ihnen komme!“

„Jetzt redest Du Unsinn, liebe Lullu.“

„Ich will auch Unsinn reden,“ schrie sie außer sich und warf sich auf die Chaiselongue.

„Beruhige Dich! Du bist abscheulich in diesem Wutzustande.“

„Ich will auch! Ich will auch!“ schrie sie ganz zusammenhanglos.

„Geh' zu Deinen Eltern, in Gottes Namen!“ sagte Althaus und verließ das Zimmer.

„Sie muß fort, sie muß fort,“ murmelte er vor sich hin, „ich ertrage das nicht. Also das ist ihr Echtes! Das ist ihr Eigenes!“

Er stand in der Schlafstube am Fenster, sah in den engen Lichthof der Berliner Wohnung hinunter, und so kam ihm auch die Aussicht in die Zukunft vor — so vermauert, so eng und grau bei aller bürgerlichen Reinlichkeit.

Die junge Frau wankte herein, wusch sich das verweinte Gesicht und kämmte die verwüsteten Haare.

„Wie kannst Du mich nur so kränken, in meinem Zustande,“ fragte sie zwischen ihrer Beschäftigung.

Bernhard wendete den Kopf und sah sie an. Er hatte eben die Möglichkeit einer Scheidung überlegt. Er hatte nicht daran gedacht, daß sie ein Kind haben würden. Ein Kind, das diese Frau mit diesen kleinen, gemeinen Anschauungen erziehen sollte! — Nein, das ging nicht. Er mußte bei ihr bleiben und den Kampf mit ihr aufnehmen! Den Kampf? — Den erbärmlichen, endlosen Streit über hunderttausend winzige Dinge . . .

„Ich glaube, wenn wir uns gegenseitig so reizen, ist es das beste, Du besuchst Deine Eltern für ein paar Wochen,“ begann er gleichgültig. „Vielleicht macht mich auch meine Arbeit nervös — ich weiß nicht.

Solche Scenen dürfen zwischen uns nicht wieder vorkommen."

Lullu hätte es lieber gesehen, wenn Bernhard sie um Verzeihung gebeten und zur Entschädigung für die erlittene Unbill verwöhnt und verhätschelt hätte. Als er das nicht that, beschloß sie, ihn zu strafen und wirklich abzureisen. Sie meldete ihren Eltern ihre Ankunft und packte noch denselben Abend ihre Sachen. Sie war fest überzeugt, Bernhard werde ihr mit dem nächsten Zuge nachfolgen. Natürlich würde sie ihren Eltern nichts von dem Zwist mit ihrem Manne sagen, sondern thun, als habe die Sehnsucht sie zu ihnen getrieben.

Als die Droschke vor der Thür stand, wurde sie ängstlich. Bernhard war schweigsam und sah sehr elend aus. Während er ihren Regenmantel in einen Riemen schnürte, sagte sie obenhin: „Holst Du mich vielleicht ab?"

„Ich denke wohl!"

„Nicht wahr, man zankt sich doch mal und dann ist alles wieder gut?"

Er seufzte, und als sie ihm ihr Köpfchen entgegenhielt, küßte er sie über dem Schleier flüchtig auf die Stirn.

„Sieh' nicht so kläglich aus! Ich hätte doch viel mehr Grund, böse zu sein! Wer weiß," fügte sie spielerisch hinzu und drohte ihm mit dem Finger, „ob Du schlechter Kerl nicht Frau Gerwin doch besuchst!"

„Das werde ich allerdings thun," sagte er kurz und kalt. Ich habe nicht die Absicht, um Deiner

Launen willen meinen liebsten Umgang aufzugeben."

„Bernhard — das sagst Du doch nicht im Ernst? Dann reise ich lieber nicht fort!"

„Thue was Dir beliebt. Nur lerne Dich darein fügen, daß Du Deinem Manne eine gute Hausfrau, eine treue Gefährtin — kurz, sehr viel — aber doch nicht alles sein kannst."

Die Köchin und der Portier trugen Lullus Koffer herunter. Bernhard nahm das Plaidpaket und ihren Schirm, so schritten sie miteinander die Treppen hinab und fuhren nach dem Bahnhof. Er machte unterwegs ein paar Bemerkungen über die Züge und trug ihr Grüße an die Eltern auf.

Sie antwortete nicht. Als er sie ins Coupé hob, flüsterte er ihr zu: „Sei doch vernünftig, Lullu!"

„Wenn Du glaubst, daß ich Dir das je verzeihe —!" raunte sie ihm entgegen, lehnte sich zurück und zog die Gardine vor das Fensterchen. Er schloß die Thür und wandte sich zum Gehen.

Nein — ihre Art verzeiht nie. — Warum sollte sie mir denn verzeihen — ich kann ihr doch auch nicht vergeben, daß ich mich in ihr getäuscht habe und mir mein Leben verdorben, sagte sich Bernhard.

Als er vor der Halle stand, winkte er einer Droschke. „Nettelbeckstraße 5," rief er dem Kutscher zu.

Seine Gedanken gingen auf dem langen Wege nach dem äußersten Westen die weite Strecke zurück, die zwischen heut und der ersten Zeit von Violas Bekanntschaft lag. Er hatte seine Empfindungen von damals längst vergessen. Erst Lullus kindische Fragen

hatten sie wieder aufgerührt. Ja — er hatte doch Viola einmal beinahe wirklich geliebt — —.

Lebhaft stand plötzlich wieder der Tag vor ihm, an dem er nicht zu ihr kommen sollte, weil sie ihre Wohnung in Ordnung brachte, und an dem er im Café Bauer eine Probiermamsell aus einem Mantelgeschäft kennen lernte, mit der er aus Langeweile eine Partie nach dem Spreewald unternahm.

Infolgedessen hatte er eingesehen, daß sein Gefühl für Viola doch nicht die heilige, wahre, eine, unteilbare Liebe sein könne — sonst hätte sie ihn doch sicherlich vor einem so banalen Vergnügen geschützt.

Wie war es nur gewesen . . .?

Er war dann in sehr schlechter Laune, zürnte Viola, weil sie ihn nicht stärker gefesselt hatte und weil die hohe, edle, entsagende Neigung so schnell ihr Ende erreicht hatte. Er sagte sich übrigens zugleich, daß eine hoffnungslose Leidenschaft ein recht unnötiger Kräfteverbrauch sei, erinnerte sich einer Jugendliebe, die ihn doch weit intensiver als die zu Frau Gerwin erschüttert habe — und fand schließlich, wie jeder Mensch in jeder Schwierigkeit, Trost und Ruhe in einem Vergleich. Den hatte er nun, Lebenskünstler wie er war, zur Vollendung auszubilden versucht.

Wäre er hier stehen geblieben —. Wäre er doch!

Aber was war denn im Grunde verloren? Kaltes Blut und den Kopf oben. Über das Kind war wohl Meister zu werden — und Viola war doch noch da — blieb doch, was sie ihm immer gewesen.

Es war ja alles gar nicht so schlimm, wie er in diesen letzten Tagen und Nächten gefürchtet hatte.

Doktor Althaus stieg mit etwas leichterem Herzen die Treppen zur Wohnung seiner Freundin hinauf und klingelte. Erstaunt stand er, während man ihn meldete, in der Thür und blickte auf einige große mit Heu gefüllte Kisten, welche im Flur den Durchgang hemmten.

Er wurde in den kleinen Salon geführt, wo Viola ihn hundertmal empfangen hatte. Nur die Möbel standen noch hier, aus den kahlen Fenstern quoll ein helles, nüchternes Licht herein — Bilder und Nippsachen mußten schon in den großen Kisten auf dem Flur verschwunden sein und die schönen Blattgewächse standen, in Körbe verpackt, auf der Erde.

„Was bedeutet denn das?“ rief Althaus Frau Gerwin entgegen, als sie nach einigen Minuten eintrat; sie hatte ihre Wirtschaftsschürze und das weiße Tuch, welches sie zum Schutz gegen den Staub um das Haar geknüpft hatte, abgenommen, ehe sie kam.

„Das bedeutet, daß in zwei Tagen der Möbelwagen hier sein wird, um meine Sachen nach München zu schaffen.“

„Sie wollen Berlin verlassen?“ Althaus brachte diese Phrase nur mühsam und kleinlaut hervor.

„Warum soll ich es nicht einmal mit einem andern Wohnort versuchen?“ sagte Frau Gerwin in höflichem Konversationston. „München liegt dem Gebirge so nah — auch der Schweiz und Italien. Vielleicht gehe ich später dorthin. Die Welt ist ja so weit!“

Sie ließ sich, während sie sprach, auf der Chaiselongue nieder und deutete für Althaus auf einen Stuhl sich gegenüber. Sie blickte dabei über ihn hinaus oder an ihm vorüber.

Er setzte sich nicht. Das Bewußtsein, daß diese Räume, wo er so viel stilles Glück und Behagen genossen, zerstört und von Fremden bewohnt werden sollten, daß er Viola hier nicht wieder finden werde, erfaßte ihn mit grausamem Schmerz, er hätte weinen mögen wie ein kleines Kind.

„Ist es unwiderruflich beschlossen?“ fragte er. „Warum hat man gar nichts von Ihrer Absicht gehört?“

Es fiel ihm ein, sie habe ja durchaus keine Verpflichtung, ihm, der sich ein halbes Jahr nicht um sie gekümmert, von ihren Plänen Mitteilung zu machen. Er sprach ja lauter dummes Zeug.

„Glauben Sie denn, daß man Sie so ohne weiteres entbehren kann?“ murmelte er. „Ich bin erst kürzlich von meiner Hochzeitsreise zurückgekehrt. Meine Frau — wir wollten Ihnen längst unsern Besuch machen. Lullu ist augenblicklich verreist . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Läßt sich denn nichts mehr ändern?“ fragte er mit einemmal laut und schnell.

„Das ist wohl nicht möglich,“ antwortete Frau Gerwin matt.

„Ich mache mir Vorwürfe,“ sagte Althaus. „Ich hätte eher — ich dachte, Sie sollten nun bei uns die Heimat finden, die ich so lange bei Ihnen gefunden habe.“

Viola schüttelte den Kopf. „Sie brauchen mich doch nicht mehr.“

Er sah sie aufmerksam an. Ihr geistreiches, belebtes Gesicht war zusammengefallen und schlaff geworden. Ihre Augen waren trübe und blickten ins Ungewisse, ins Ferne, wie die einer Sterbenden. Er hatte diesen stumpfen, gleichgültigen Blick, diese von einem fortwährenden Schmerz nach innen gezogenen Lippen einmal bei einer Witwe gesehen, die am Sarge ihres Gatten stand.

Der Mut sank ihm plötzlich — warum war er hierher gekommen, um sie zu quälen?

„Viola — ich bin nicht glücklich,“ sagte er leise.

Sie machte eine horchende Bewegung.

„Ah — Sie haben sich mit Ihrer Frau gezankt?“ sagte sie ironisch.

Er antwortete nicht.

„Schon jetzt?“ fragte sie.

„Schon jetzt. — Sie haben schuld, Viola. Sie haben mir zu viel gegeben.“

„Ja! Ich wußte es — und ich wollte es!“

Sie war aufgestanden und atmete tief auf, wie man es thut, wenn man ein langes Werk beendet hat.

„Sie wollten das, Viola, daß ich unglücklich werden sollte?“

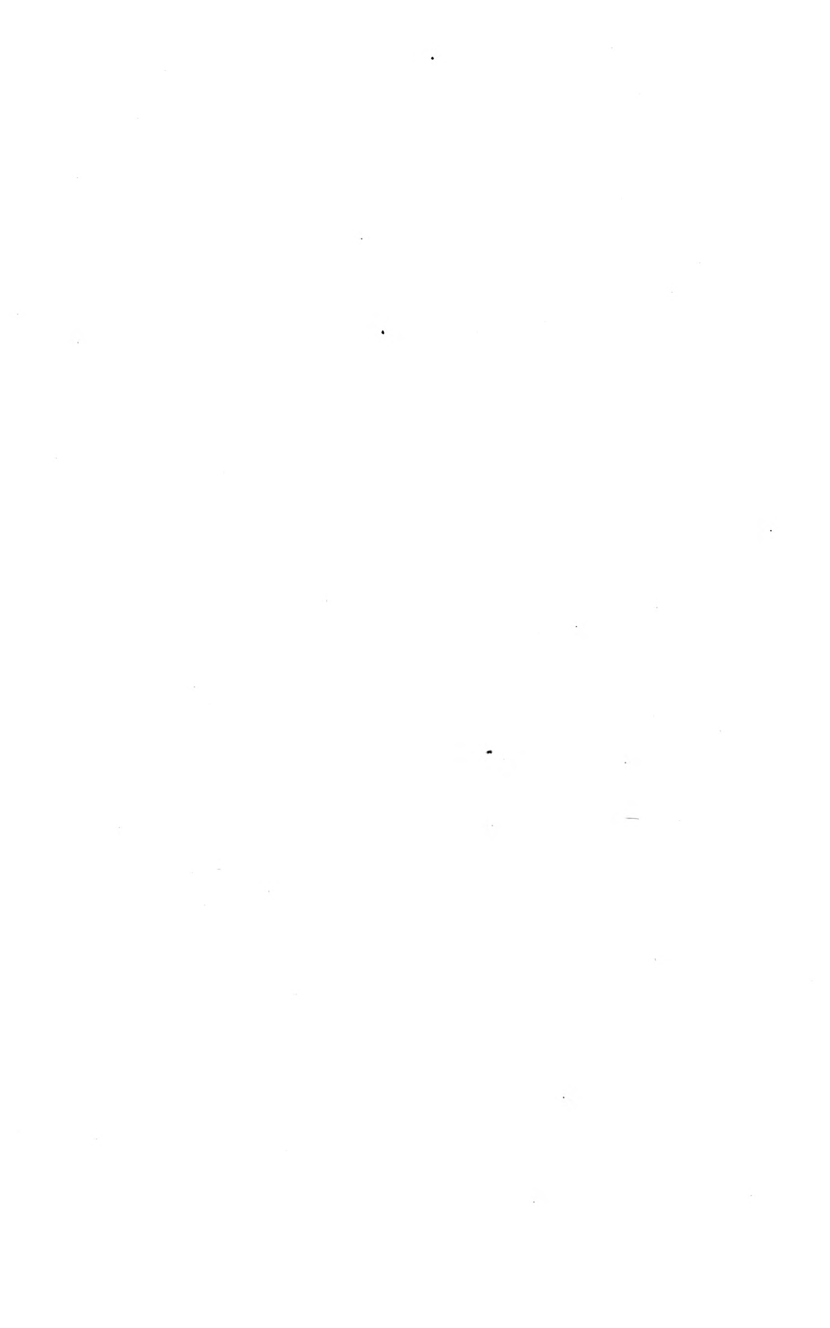
„Daß Sie in jeder Ehe kein Genügen finden würden —. Ja, das wußte ich und das wollte ich! Das hat mich oft getröstet.“

Sie sahen sich Auge in Auge, in den ihren war das Leben wieder erwacht und er sah darin eine stille, tiefe Feindschaft.

Frau Gerwin ging leise an ihm vorüber.

Er starrte vor sich nieder und suchte und suchte nach einem Wort — nach irgend etwas, womit er alles, was war, verändern könne — womit er Lullu zurückzurufen und Viola zu halten vermöchte. Er fand es nicht.

Und als er aufblickte, stand er in dem kahlen, von allen lieben Andenken und Zieraten entblößten Zimmer — allein.



Im Sonnenland.

Novelle.

„Goldfruchtdüfte der Levante
Wehen schon ins Schiff herein,
Und aus Nebeln dämmert Zante,
Ferne her im Rosenschein.“
(Geibel.)

Alexandrien, den 10. Februar.

Ich bin im Sonnenland!

Fahre wohl, du graues Examenelend — fahret wohl, ihr Grammatiken, ihr Geschichtswerke, ihr Rechenbücher —! Der Seewind hat mir ein gutes Teil von eurer Weisheit schon wieder aus dem Kopf herausgeblasen. Aber auf die Weisheit kommt es ja auch gar nicht an —, sondern auf das Zeugnis! Und das habe ich! Gott und allen Professoren sei Dank! Ich bin eine vom Staat geprüfte und anerkannte deutsche Lehrerin.

Meine Augen brennen nicht mehr so unerträglich. Des Nachts wache ich freilich noch oft entsetzt aus dem Schlafe auf und mache die gewohnheitsmäßige Bewegung nach dem Tisch am Bett, um Licht anzuzünden und zum Buche zu greifen.

Aber am Tage — da umgiebt mich das reiche, goldene Licht, und das strahlt und leuchtet und flimmert auf dem blauen Meer und den weißen Wellenköpfen. Da umschmeichelt mich ein seidenes Lüftchen, wie

Heine sagt. Ach, Heine möge zum Kuckuck fahren samt der ganzen deutschen Litteratur. Wieviel lustiger sind arabische Eselbuben und italienische Zuckerwerkverkäufer und ägyptische Kamele!

O, das tolle, wunderliche, verrückte, herrliche Leben um mich her! — —

Herr Validoles und seine Töchter holten mich vom Schiff. Er ist ein citronengelbes, bewegliches Männchen, dessen Haar und Schnurrbart aussieht, als sei beides künstlich pechschwarz gefärbt.

Wir fuhren in einer wundervollen Equipage, die aber nur ein Mietwagen gewesen sein soll, zu seinem Hause.

Unterwegs sprachen alle drei unaufhörlich auf mich ein. In dieser Schnelligkeit war mir die französische Sprache denn doch noch nicht vor die Ohren gekommen. Außerdem war ich so zerstreut, daß ich nicht die Hälfte von dem verstand, was sie sprachen. Ein paarmal mußte ich laut auflachen über die fremdartigen Menschen und ihr ungeniertes Gebahren, über Scenen, die man auf der Straße sah, aber nicht niederschreiben darf, wenn man ein wohlerzogenes junges Mädchen sein will. Es war recht unpassend von mir, daß ich lachte.

Meine Schülerinnen sind — zu meinem Schrecken — schon vollendete Damen, von einer erstaunlichen Körperfülle. Nun — seit ich ihr Frühstück gesehen habe, wundert mich das letztere nicht mehr.

Melpomene verzehrte zwei Beefsteaks und sechs Eier auf einmal — wollte sagen, zu einer Mahlzeit.

Ach, mein Stil! Aber was kommt darauf an! Ich glaube, daß ich mein schwer errungenes Wissen hier werde so ziemlich für mich behalten können. Ich soll den Damen nur etwas Deutsch und französische Grammatik lehren. Unter sich reden sie griechisch.

Ich bewohne ein großes Zimmer, welches offenbar für mich vollständig neu eingerichtet ist; wenigstens klebt die Politur der Möbel noch ein wenig. Gardinen sind nicht vor den Fenstern. Aber dafür schlafe ich in einem Himmelbett mit den duftigsten weißen Vorhängen und himmelblauseidenen Decken.

Durch die Fenster sehe ich auf einen Palmenhain! — Ich glückseliges Geschöpf!

Den 11. Februar.

Keine besonders gute Nacht. Nun — von dem Ungeziefer des Südens lernt man ja schon in der Schule. Es ist also historisch. Aber daß es auch salonfähig ist in einem Hause mit weißen Marmortreppen, hätte ich doch nicht gedacht!

Welcher Nationalität die Mutter meiner Zöglinge angehört, ist mir noch unklar. Sie saß, als die Töchter mich zu ihr führten, mit untergeschlagenen Beinen auf einem gelbseidenen niedrigen Diwan und hatte einen langen Schlauch im Munde, der in einem auf dem Boden stehenden Glasgefäß endigte. Man sagte mir später, dies sei eine Wasserpfeife.

Frau Validoles ist womöglich noch stärker als ihre Töchter und scheint von derselben freundlichen Gemütsart.

Sie klopfte mir die Wangen und untersuchte die Berloques an meiner Uhrkette, wobei sie vor Vergnügen lachte wie ein kleines Kind. Da sie keine europäische Sprache zu verstehen schien, konnte ich ihr meine Achtung und sie mir ihr Wohlwollen nur durch Zeichen ausdrücken.

Wenn unsere Institutsvorsteherin wüßte, daß ich bei einer Dame in apfelgrünen Atlashosen in Stellung bin!

Um ihre Töchter scheint sie sich nicht viel zu kümmern.

Ich lebe mit Aglaia und Melpomene ganz abgesondert in drei großen, spärlich möblierten Zimmern, deren Steinfußböden mit Strohmatten bedeckt sind. Nur beim Diner um sieben Uhr sind wir mit den Eltern zusammen.

Madame Validoles verschmäht beim Speisen die Hilfe von Messer und Gabel und bedient sich gern der Finger. Sie erntet dafür vorwurfsvolle Blicke von ihren Töchtern ein, doch erklärte sie mir, ihren Mann als Dolmetscher benutzend, sie sei keine Modedame und verachte diese neuen Einrichtungen.

Ich habe mal von einem chinesischen Küchenzettel gelesen, der mir Grauen genug eingeflößt hat. Das Diner in der Familie Validoles einzunehmen, ist auch eine Charakterprüfung!

Kein Wunder, daß Melpomene sich an das Frühstück hält. Ich werde es ihr nachmachen.

Der Mensch weiß doch gern, was er ißt. Hier aber sind die fremdartigsten Früchte und Gemüse mit

dem Fleisch, welches man wohlweislich so zerkleinert hat, daß sein Ursprung durchaus nicht mehr nachzuweisen ist, zu einem unbeschreiblichen Gemisch verarbeitet. Glaubt man eine Kirsche in den Mund zu stecken, so ist es eine in Öl gesottene Olive, und erwartet man etwas Pikantes, so ist es ein widerlicher Gallert — dazu trinkt man Wasser mit dem Parfüm von Sandelholz, oder eine Art von kaltem, süßem Kamillenthee. Letzteres ist der so viel besungene Sorbet!!

Der erste Schatten in meinem Sonnenland!

Indessen geht es mir gut genug. Ach ja, weit besser, als sich deutsche Gouvernanten in ihren kühnsten Träumen nur vorzustellen vermögen.

Aglaia und Melpomene sind liebe, lustige Mädchen, und trotz ihrer üppigen Figuren eigentlich noch Kinder. Sie sollen auch wirklich erst 14 und 16 Jahre zählen. Sie scheinen mich gern zu haben und sind sehr besorgt, daß ich auch etwas von dem großen rauschenden Leben hier in Alexandrien zu sehen bekomme.

Beide versicherten mir heute, ich könne ihnen ebensogut im Wagen deutsche Vokabeln lehren, als im Zimmer, und wir müßten das Konzert am Kanal hören.

Das war eine köstliche Fahrt. Die Mädchen hatten wahrhaft blendende Toilette gemacht, wenn auch nicht so exotisch im Schnitt wie die ihrer Mama. Starrend von schwerer Seide und Sammet, klirrend von goldenen Armringen, Brillanten in den Ohren, Rubinen am Halse und Smaragden vor der Brust, saß Aglaia neben mir und Melpomene in dem gleichen

Staat mir gegenüber. Königliche Gestalten! Und Augen haben sie wie alte Göttinnen — wollte sagen, wie die ewig jungen Göttinnen der Alten, wie Aphrodite und Pallas.

— — In den Gärten blühten die Mandeln und die Aprikosen. Jenseits des Kanals leuchteten die goldenen Blumen auf den Baumwollenfeldern, und in den hunderttausend Equipagen, die sich auf der Straße drängten, glühten und flammten die allerschönsten Damen in den allerschönsten Kleidern — rosenrot und himmelblau und orangegelb. Zwischen dieser sinnverwirrenden Pracht hüpften die schlanken Araberkinder munter umher, wie Gott sie geschaffen, und suchten mit gellendem Geschrei ein „Backschisch“ zu erbetteln. Gewandt wie kleine Lacerten entschlüpften sie den Peitschenhieben der Kutscher.

Im Wasser patschten abscheuliche zottige Büffel, und an braune, zottige Büffel erinnerten auch die nackten Männer, die unter fürchterlichem Seufzen und Stöhnen Lastschiffe mit Bergen von goldenen Apfelsinen stromaufwärts zogen.

In einem Garten, unter ungeheuren Sykomoren, vollführte ein Trupp Neger mit roten Mützen die türkische Militärmusik, einen wilden Lärm mit Becken, Pauken und Trompeten. Das Konzert bildete die Begleitung zu einem langsamen Umherwandeln der weiß und roten, schwarzäugigen Damen, und zu einem unaufhörlichen Gekicher und Geflüster zwischen ihnen und sehr geschmeidigen, geckenhaften Herren.

Auch uns näherte sich einer der jungen Männer, welche alle aus den Schaufenstern der Friseure auf der Place des Consuls herausgesprungen zu sein schienen. Er lächelte süß, verbeugte sich mit großer Feierlichkeit, auch Aglaia lächelte und stellte ihn mir als ihren Bräutigam vor. Melpomene wollte sich totlachen über mein verdutztes Gesicht. Das war die Überraschung, auf welche die beiden Schelme den ganzen Weg über angespielt hatten.

Es gesellten sich noch einige Freunde und Freundinnen der Familie Validoles zu uns. Griechisch und Französisch flog durcheinander, und ich mußte bemerken, daß auch die gute, dicke Melpomene ihre ruhigen Götteraugen ganz hübsch zu gebrauchen versteht.

Nun — am Ende — meine Schülerinnen sind ausgewachsene schöne Frauen, und ich — was bin ich eigentlich?

Ein gelehrtes, dummes Kind!

Den 15. Februar.

Wir haben eine Sklavin im Haus! Eine echte, veritable Negersklavin. Ich äußerte zu meinen Schülerinnen, daß ich geglaubt habe, die Sklaverei sei längst aufgehoben. Aber sie lachten darüber, wie über einen guten Witz und Aglaia sagte: „Mon dieu, wie sollten dann die Harems bestehen!“

Das verstand ich nicht recht, aber ich hütete mich wohl, zu fragen, um mir keine Blöße zu geben.

Seitdem ich die Thatsache weiß, daß die alte Mahmudye eine um Gold auf dem Sklavenmarkt gekaufte Sklavin ist, überkommt mich jedesmal ein

Mitleidsschauer, wenn ich sie ansehe. Indessen scheint sie es hier im Hause recht gut zu haben. Ja, es will mich bedünken, als hätte die ganze Familie Furcht vor ihr. Sie hat eine Stimme wie eine Trompete von Jericho, man hört dieselbe den ganzen Tag durch das Haus gellen. Mahmudye besorgt alles — sie kämmt die Mädchen und schilt den Koch oder auch Herrn Validoles selbst, sie kauft alles ein und schickt den Diener fort, wenn er ihr nicht gefällt. In der übrigen Zeit schnattert sie mit Madame Validoles, sprechen kann man die Unterhaltung der beiden wirklich nicht gut nennen. . . . „Sehen Sie, Mademoiselle,“ sagte mir Aglaia, „Mahmudye ist schon so lange bei uns — meine Mutter bekam sie zur Hochzeit geschenkt, und später war sie meine Amme. Sie ist uns sehr nützlich, und nur Mama schlägt sie zuweilen.“

„Aber dann schlägt sie Mahmudye wieder,“ verriet mir Melpomene, welche kein Geheimnis für sich behalten kann.

Es ist hier vieles ganz anders, als es in Büchern steht. —

Den 20. Februar.

Alle Nachmittage, ein Stündchen vor dem Diner, stellt sich Monsieur Rivero, Aglaias künftiger Gatte, ein. Er verfehlt niemals, seiner Braut das herrlichste Konfekt mitzubringen — wahres Götterkonfekt in den elegantesten kleinen Bonbonnieren. Da knuspern und knappern die Mädchen vom Morgen bis zum Abend, auch ich bekomme mein reichliches Teil davon.

Dafür muß ich indessen die ganze Zeit über neben dem Liebespaar sitzen, und das ist nicht sehr angenehm.

Jedoch ist es die einzige Obliegenheit, die mir Herr Validoles wiederholt und energisch eingeschärft hat: „Ich soll seine Tochter niemals mit Herrn Nivero allein lassen.“ Sonderbar. — Ich sollte meinen, einem Mann, dem man sein Kind für das lange Leben übergiebt, müßte man es auch für eine Stunde anvertrauen können.

Glücklicherweise fühlt sich Aglaia durch meine Gegenwart nicht im mindesten geniert. Da die beiden meistens griechisch sprechen, können sie ja auch reden, was ihnen beliebt. Übrigens küssen sie sich nicht so viel, wie deutsche Liebespaare zu thun pflegen. Dafür sieht Herr Nivero seine Braut sehr viel an — nein — so möchte ich mich selbst von meinem Bräutigam nicht ansehen lassen. Aglaia spielt oft die Beleidigte und er muß sie dann versöhnen. Überhaupt kommt mir das Ganze wie eine lustige Komödie vor, die sie miteinander aufführen.

Morgen beginnt der Karneval.

Den 24. Februar.

Das waren tolle Tage, und wie habe ich mich amüsiert! Die ganze Stadt ist närrisch vor Vergnügen. Scharen von Masken ziehen durch alle Straßen des europäischen Viertels. Das Volk, welches sich nicht maskiert, ist mit seinen schwarzen, braunen und gelben Gesichtern, mit seinen bunten Lumpen und dem wahnsinnigen Geschrei, das es bei jeder Gelegenheit vollführt, alle Tage schon fabelhaft genug für eine solide deutsche Gouvernante.

So weiß man kaum, wer zum Karneval gehört und wer nicht. Herr Rivero und einige seiner Freunde führten uns durch die mit Teppichen und bunten Fahnen dekorierten Hauptstraßen.

Wir hatten Dominos umgenommen und Masken vor dem Gesicht. Das war gut, denn es wurde beständig mit Konfetti nach uns geworfen und von allen Seiten wurde man angeschrieen und angebrüllt. Vieles schien mir auch häßlich. Oft war das Gedränge fast lebensgefährlich. Und das sang und schrie, jauchzte, klapperte, pfiff und tobte durcheinander, daß einem fast die Sinne vergingen. Ich war froh, einen Herrn zur Seite zu haben. Er schwatzte zwar selbst recht dummes Zeug, aber ich war zu vergnügt, um besonders viel darauf zu achten. Und — und — . . . Es war doch sehr hübsch, am Arme eines Kavaliers spazieren zu gehen, eines echten, französischen Vicomte, der einem ins Ohr flüstert, daß man das hübscheste Mädchen in Alexandrien sei, wenn man das letztere natürlich auch nicht glaubt. Es war ja Karneval!

Besser noch gefiel es mir bei Freunden der Familie Validoles, auf dem Balkon in der Sheriff-Pascha-Straße zu sitzen und die Maskenzüge unter mir vorüberwogen zu sehen.

Wir hatten uns alle sehr hübsch gemacht. Aglaia und Melpomene hatten nicht geruht, bis sie mir von ihrem Schmuck um den Hals gehängt, und mein weißes Kleid mit blauen Schleifen geschmückt hatten. Die guten Mädchen, sie küssen mich den ganzen Tag und verhätscheln mich auf jede nur mögliche Weise! Wir

hatten uns wohl ausgerüstet mit Konfetti und kleinen Blumensträußen, desgleichen die übrigen Damen, die wir dort fanden: Fräulein Antoniades, die Töchter vom Hause und Madame Corinne Lavigne, eine berühmte Schönheit mit feuerrotem Haar. O — man hat doch in Deutschland kaum einen Begriff von dem, was Schönheit ist! Ich glaube, ich habe Madame Corinne mehr angestarrt, als alle die Herren, die von unten aufblickten. Und das waren nicht wenige!

Monsieur Nivero und unsre übrigen Freunde befanden sich in dem Maskenzug, welcher die vier Elemente oder etwas Ähnliches darstellen sollte. Es machte Spaß, sie unter den übrigen heraus zu erkennen. Sie ritten alle, vom Kopf bis zu den Füßen rot gekleidet, vor dem Wagen der Flammengöttin. Eigentlich hatte Madame Corinne diese darstellen sollen, aber aus irgend einem Grunde war es von einem der Herren durchgesetzt worden, eine andre Dame an ihre Stelle zu bringen. Infolge dessen hatten sich eine Menge Töchter aus den angesehensten Familien zurückgezogen.

Aglaia war auch empört darüber, daß ihr Bräutigam gerade in dieser Gruppe mitwirkte. — — Nein — was die Mädchen für Geschichten wissen! Und sie schwatzten das alles so harmlos und lustig heraus! Ich werde oft rot für sie. Dann wollen sie sich totlachen über meine dummen Fragen.

Trotz ihres Zornes nahm Aglaia die ihr hinaufgeworfenen Bouquets huldvoll an. Es war ein wahres Schnellfeuer von Blumen, Konfetti und Knallbonbons nach den Balkonen herauf und von ihnen

herunter zu den großen, bekränzten, vergoldeten und mit Masken besetzten Wagen. Die Pferde trugen Sträuße und Federn auf den Köpfen und wehende Bänder flatterten um sie her.

Wo man die Erde sehen konnte, war sie bedeckt mit Konfettikügelchen, zertretenen Bohnen, mit Apfelsinenschalen, bunten Papierfetzen und welken Blumen.

Alle Farben ringsumher waren grell, im grauen Norden würden sie geschmacklos erschienen sein. Aber hier, wo die Sonne all dies Rot und Gold, dies Gelb und Grün, Blau und Violett so warm durchglüht, gleichsam lebendig macht, wo der Abendhimmel noch prächtiger darüber strahlt und flammt, wo die Frauen und Mädchen vollen Purpurblumen gleichen — soll man sich da die Welt blasser, farbloser wünschen?

Den 26. Februar.

Ich wollte doch, ich hätte eine stolzere Büste. Ich komme mir recht dürftig vor zwischen meinen beiden Schülerinnen. Als wir heute Morgen im Magazin von Chiccolani waren und Maskenanzüge aussuchten, sah mich die Ladendame mitleidig an. Ich schämte mich meiner Magerkeit.

O Lotti — du Affe! Jammerst du deinem Tagebuch etwas vor über die Knauserigkeit der Natur gegen deine Person! Und dabei liegt vor dir der reizendste Anzug aus echtem Sammet und Seidenatlas, den du morgen auf einem bal paré et masqué tragen sollst! Ein Anzug, den dir deine dankbaren Schülerinnen schenken, so daß du von deinem Gehalt noch keinen Pfennig zu erbitten brauchtest, und, während du dich

in der Gegenwart göttlich amüsierst, für die einsame alte Zukunft in Herrn Validoles Comptoir Kapitalien aufspeicherst!

Der bal paré et masqué soll morgen Abend bei uns stattfinden und hat uns drei Mädchen die Köpfe völlig verdreht.

Der Konditor bringt Präsentierbretter voll Zuckerwerk. Die alte Mahmudye faucht wie eine schwarze Katze auf jeden los, der ihr in den Weg kommt, und mischt dabei die süßesten, köstlichsten Limonaden. Aglaia liegt in sehr tiefem Negligee auf einem Diwan und trällert Operettenmelodien. Melpomene weint, weil sie unzufrieden mit irgend etwas ist, und pudert sich dabei unaufhörlich.

Und ich habe weder Zeit noch Lust, weiter zu schreiben. Leben — tanzen! — Die Ladendame bei Chiccolani meinte, eine „Libelle“ sei das einzig mögliche Kostüm für meine Figur.

Den 28. Februar.

Der Ball ist vorüber. Alles war köstlich. Madame Validoles schwankte in rosa Atlaspantalons umher, die alten Griechendamen häuften sich mit einer Suppenkelle den Schoß voll Konfekt und schnatterten eifrig miteinander. Wir tanzten wie die Rasenden. Melpomene bekam Herzbeklemmungen, weil sie sich zu stark geschnürt hatte.

Den 2. März.

Der Karneval ist vorüber, und Aglaia hat ihrem Bräutigam den Laufpaß gegeben.

Ich wundere mich nicht sehr darüber, denn ... Nein, er ist ein abscheulicher Kerl, dieser Monsieur Rivero! Ich habe mich so geschämt, daß ich selbst in dieses Buch nichts davon schreiben mochte ... Eines Tages, als Aglaia hinausgegangen war, um etwas zu holen, was sie ihm zeigen wollte, hatte er, glaube ich, die Absicht, mich zu küssen. Er hatte mir schon einige Male so sonderbare Blicke zugeworfen — nicht geworfen, seine Blicke schlichen an mich heran wie Schlangen. Da zeigte ich ihm aber, daß ich auch blicken könne, wenn ich wolle.

Ich dachte später, ich hätte mich geirrt und habe ihm meinen Verdacht auch innerlich abgebeten. Man soll nicht immer gleich das schlechteste von den Menschen denken. Während des Karnevals war so viel von Küssen um mich her die Rede — da kommt man denn schließlich auf solche Gedanken.

Herr Validoles hatte seine Einwilligung zum Bruch des Verlöbnisses gegeben, aber die Bedingung gestellt, daß Aglaia die Schuld auf sich nehme und es ihrem Liebhaber selbst sage. Das wollte sie nicht.

Es gab eine heftige Scene zwischen Vater und Tochter, Aglaia weinte jämmerlich, fügte sich aber zuletzt.

Ich sollte natürlich dem Abschied beiwohnen. Man scheint den Beruf einer Gouvernante hier als das aufzufassen, was man bei uns den Elefanten spielen nennt.

Aber es kam noch besser. Als Herr Rivero ins Zimmer trat, fiel mir das große Mädchen um den

Hals, schluchzte und flüsterte: „Süße, himmlische, kleine Mademoiselle, — sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht mehr liebe, daß er gehen soll,“ — und damit lief sie aus dem Zimmer.

Da stand ich nun dem liebenswürdigen Herrn Rivero mit diesem angenehmen Auftrag gegenüber. Er lächelte mich mit seinen weißen Zähnen an.

Ich bin wahrscheinlich sehr rot geworden. Aber ich nahm alle Würde, die einem deutschen Mädchen innewohnt, zusammen und wiederholte ihm ernst, was Aglaia mir zugeflüstert hatte.

Er lächelte immerfort mit demselben unausstehlichen Zug im Gesicht.

„Sagen Sie, Mademoiselle, meiner Braut, daß ich ihr für ihre Zuvorkommenheit in dieser Sache sehr dankbar bin,“ antwortete er mir.

Darauf verbeugte er sich tief und verließ das Zimmer.

Ich war so aufgeregt, daß ich in Thränen ausbrach.

Ob wohl Aglaia ahnt? — —

Den 10. März.

Wir haben ein Vergnügen entdeckt, welches uns reichlich für die geselligen Freuden entschädigt. Alle Nachmittage streifen wir in der Stadt und Umgegend umher. Mit mir, ihrer Gouvernante, so versicherten mir die Mädchen, dürften sie überall hingehen. Anfangs fanden die Mädchen diese Spaziergänge viel zu anstrengend, denn sie sind außerordentlich bequem. Jedoch nach und nach beginnen sie Interesse an unsern

Streifzügen zu nehmen. Sie kennen die Stadt, in der sie geboren sind, eigentlich noch gar nicht und sind ebenso verwundert über ihre Größe und die merkwürdigen Gegensätze, die man darin findet, wie ich, die Fremde. Aglaia behauptete neulich, ich lehre sie sehen.

Es giebt auch verwirrend viel zu sehen. Das Land Ägypten kommt mir vor wie ein ungeheures Bilderbuch, in dem zwar manche Blätter herausgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt sind, auf dem man aber die Entwickelung des Menschengeschlechtes von den Urzeiten her noch ziemlich deutlich verfolgen kann.

Wieviel Pein hat mir das Erlernen der trockenen Seitenzahlen dieses Kolossalwerkes bereitet. Aber erst jetzt auf diesem Boden lerne ich etwas von dem verstehen, was man Weltgeschichte nennt.

— — Ist das nicht Kain, der finstere Mann, der, den hageren Leib mit einem Ziegenfell umgürtet, die Hacke in den harten Boden schlägt, um ihm eine Frucht abzugewinnen, die dem Manne zum Fluche wird, weil sie dem Blute seines Bruders entsproß?

Handelt nicht am Thor vor der Stadt Abraham der mächtige Herdenfürst mit weißlockigem Barte mit den Abgesandten mesopotamischer Könige um Zoll und Abgabe? Wie ehrwürdig sind seine Bewegungen und wie schlau blickt sein Auge! —

Geheimnisvoll träumt die steinerne Sphinx an der Thür einer schmutzigen Mietskaserne von jener Zeit, wo sie die Pforten des Isistempels bewachte.

Zwischen ihren Löwentatzen kauert ein Weib des ägyptischen Volkes, sie starrt auf das Geheimnis des Lebens, auf das Kind an ihrer Brust — und sie trägt die Züge der alten steinernen Sphinx.

Sind die hohen korinthischen Säulen des zerfallenen Tempelbaues weit draußen in der Einsamkeit des Meeresstrandes nicht eine ewige Mahnung an das Schicksal Alexanders, des schönen Heldenjünglings, der wie der Adler des Zeus über das Meer flog, sich Beute zu suchen? — Das Lager Cäsars —! Die Bäder der Kleopatra und in ihrer Nähe die Katakomben. Verführerische Weltlichkeit und verfolgte Askese, — sind mir diese beiden Gegensätze je so klar geworden, wie in den zerfallenen Prachtbauten, wie in jenen finsteren, unterirdischen Grüften?

Und weiter — die Kalifen —! Harun Al Raschid mit seinem lustigen Gefolge taucht auf! Hassan der Seiler schwatzt mit den Fischern am Hafen, — und durch das feine Holzgitter des Harems lauscht Scheherezade, die schöne, kluge, mit den schwarzgefärbten Augenwimpern, dem Vergnügen des Volkes!

— Ein geheimes Pförtchen in der hohen Mauer, die die Gärten des Padischah umgiebt, läßt den fränkischen Ritter zu der Fürstin ein, und am Hauptthor schlafen die Eunuchen. Es giebt dort aber noch eine dritte Pforte, die führt unter dem schwarzen Schatten massiger Sykomoren hinab in das dunkle Wasser des Nilarmes, — hier hört man ein Röcheln, ein Gurgeln in der Nacht, und niemals kehrt der Fremdling zu den Seinen zurück, um zu verraten, was er geschaut.

— — Melpomene hat mir erzählt, daß der Pascha die Abenteuer seiner Frau erfahren hat — und dann sei auch sie verschwunden. Herr Validoles habe vor dem kleinen türkischen Kaffeehause, welches sich an die Mauer des Schlosses drückt, gesehen, wie man eines Nachts ein wimmerndes dunkles Bündel in den Fluß gesenkt habe.

Ich — Lotti Dürner — stand an dem geheimnisvollen Pförtchen unten den Sykomoren. Blaue Winden rankten friedlich darüber!

Ich sah auch das Haus, in dem der Konsul Bonaparte geschlafen, in dem er auf der Treppe zu seiner Wirtin gesagt: „Je suis bien faché de vous déranger, Madame!“ Soviel ich weiß das einzige Mal, daß der Mann um Verzeihung gebeten hat für die viele Unordnung, die er auf der Welt angerichtet hat! Es ist erstaunlich, wie unwissend meine Schülerinnen sind. Wenn ich von all den Ereignissen rede, die sich in den Gegenden, welche wir besuchen, abgespielt haben, lauschen sie mir, als erzähle ich Märchen! Und sie wollen immer mehr und mehr hören.

Den 20. März.

Gestern beim Diner hat Melpomene ihren Vater mit der Geschichte des Leonidas und des Kampfes an den Termopylen bekannt gemacht.

Der Alte wurde ganz lebendig dabei und hielt eine große Lobrede auf die Befreiung Griechenlands, für die sein Vater mitgefochten hat. Ich weiß nicht, ob er die beiden Ereignisse nicht verwechselte?

Er machte mir aber nach Tisch ein Kompliment über die Fortschritte der Mädchen in den Wissenschaften.

Was wohl Professor Kluckhuhn zu meiner Methode, Geschichte zu lehren, sagen würde?

Den 25. März.

Melpomene hat wieder Brustbeklemmungen gehabt und der Doktor verordnete ihr gegen Herzverfettung das Reiten. Hurra! Es werden drei Pferde angeschafft, und wir sollen Reitunterricht bekommen! In dieser Branche fange ich das Lernen gern noch einmal an!

Den 20. April.

Nach der ersten Reitstunde lag Melpomene, im weißen Peignoir, wie ein kranker Schwan auf dem Diwan und seufzte zwei Tage lang unaufhörlich: wenn mir der Stallmeister nicht so gut gefiele, brächte mich kein Gott zu einer zweiten solchen Anstrengung.

Aglaia und ich schwuren sogar ohne jeden Vorbehalt, die Sache aufzugeben. Aber das änderte sich, als die Reitkleider von Chiccolani eintrafen. Reitkleider von einem Chik . . .

Es war einfach unmöglich, nicht zu versuchen, welchen Eindruck wir darin hervorbringen würden.

Jetzt sind die anfänglichen Schwierigkeiten glücklich überwunden. Wir reiten alle Morgen ein bis zwei Stunden, begleitet von dem Stallmeister, mit dem Melpomene ein kleines Scharmützel von Blicken und Scherzen begonnen hat.

Einige seiner andern Schüler schließen sich uns gewöhnlich an, darunter der Vicomte de la Soumise, der mich beim Karneval führte. Er ist Commis in einem Geschäft für Baumwollenexport.

Dann ein junger englischer Angestellter der Ottomanbank, Mr. Mac Naughton, der einem Pseudogriechen auf einem englischen Kupferstich gleicht. Auch dieser letztere behauptete, mich schon auf dem bal masqué bei Validoles kennen gelernt zu haben, indessen entsann ich mich seiner nicht mehr.

Nach dem Reiten sind wir immer tüchtig müde. Ich gestehe es zu meiner Schande ein — ich liege dann auch sehr gern auf unsrem breiten Diwan im Studierzimmer und nasche marrons glacés, die ich sehr liebe.

Himmel! wofür bekomme ich eigentlich meinen Gehalt? — d. h. ich habe ihn noch nicht bekommen, aber er ist ja sicher bei Herrn Validoles im Comptoir. Doch gewiß nicht, um mich von dem Vicomte mit marrons glacés füttern zu lassen. Seitdem der Vicomte meine Leidenschaft für diese Früchte erfahren hat, bringt er mir alle paar Tage ein reizendes Schächtelchen derselben mit in die Reitstunde. Anfangs wollte ich sie nicht annehmen, aber die andern lachten mich aus. Ich sehe ja auch, daß es die allgemeine Sitte ist, von den Herren Süßigkeiten und Blumen zu empfangen.

Doch zurück zu unsrer Ruhe auf dem Diwan. Das vergnügte Nichtsthun trägt eine schreckliche Macht der Ansteckung in sich. Ich muß all meinen Charakter aufbieten, um regelmäßig etwas Französisch und Deutsch mit den Mädchen zu lesen.

Nachmittags stellen sich die drei Herren meist noch einmal bei uns ein. Man schlürft aus winzigen Prozellanschälchen, welche in silbernen Bechern stehen, türkischen Kaffee und raucht Cigaretten. Auch ich habe mich längst an eine Cigarette gewöhnt. Es schien mir lächerlich, mich gouvernantenhaft gegen die lustige Verführung zu wehren.

Durch das tägliche Zusammensein wird man recht intim mit den Herren. Neuerdings haben die Mädchen eine Passion für Pfänderspiele bekommen. Dazu lassen sie die gelbseidenen Gardinen im Salon schließen, so daß eine, wie sie behaupten, sehr behagliche Dämmerung entsteht.

Es ist eine Idee des Vicomte, dieser ist wahrhaft erfinderisch in neuen Spielen. Er ist außerordentlich drollig und man kann sich herrlich mit ihm unterhalten.

Den 29. April.

Noch andres als die Faulheit wirkt hier im Hause ansteckend. Sollte man's glauben — die Mädchen haben mich richtig dazu gebracht, mir die Augenbrauen schwarz zu malen. Nur ein ganz, ganz klein wenig — aber es macht doch einen gewaltigen Unterschied —! Es giebt meinem blassen, blonden Gesicht so etwas Pikantes — gerade das, was ihm gefehlt hat! — Dennoch schäme ich mich. Puder — Puder zu brauchen ist etwas andres, ja gegen den Sonnenbrand hier eigentlich geradezu eine Notwendigkeit. Aber das andre . . . Ich habe die Mädchen stets verachtet, die es thaten.

Es kam mir immer vor wie der Anfang von irgend etwas Schrecklichem.

Tant pis! Warum hat mir die Natur nicht diesen kleinen Strich über meine blauen Augen gemalt! — Sie schmückt doch ihre Blumen ganz vollendet. Warum zeigt sie sich gegen uns Menschen so nachlässig?

Den 30. April.

Als ich heute Nachmittag herunterkam, wagte ich kaum aufzublicken. Der Vicomte beobachtete mich mit seinem schelmischen Augenzwinkern, drehte vergnügt sein kleines Bärtchen und flüsterte mir ins Ohr: „Mademoiselle sind heute besonders hübsch.“ Ich wurde heiß wie eine glühende Kohle. Er aber flüsterte weiter mit etwas mehr Ernst: „Warum wollen sich Mademoiselle den freieren Lebenssitten hier entziehen? In Deutschland, mein Gott, da ist's so kalt und grau und rauh, — natürlich werden dort auch die Menschen kalt und grämlich und hart gegen die süße Jugendthorheit. Aber wir sind hier im Sonnenland!“

Das frappierte mich! Er sagte „Sonnenland“, einen Ausdruck, von dem ich mir einbildete, ich hätte ihn erfunden. Dann sprach er noch manches andre, was ich nicht niederschreiben mag, obgleich es wohl wahr sein wird.

Ist es die Sonne, die schmeichlerische linde Luft, sind es die üppigen Blumendüfte, die aus allen Gärten quillen, welche so warmen Lebensdrang, ein so tolles Verlangen nach Glück im Herzen wecken und alle Gedanken davon erfüllen? — So war mir nie zu Sinn, wenn ich in unsrem Schulzimmer im Seminar Geschichtszahlen und französische Regeln lernte. Ich hatte einen so schrecklich ernsten Zweck vor mir, daß

meine ganze Energie in dem Ringen danach verzehrt wurde.

Hier schmilzt alle Thatkraft allmählich in süßer Müdigkeit dahin.

Wäre ich nicht von dem warmen Tage und der Sonne, die mir am Morgen so brennend auf mein kleines Reithütchen geschienen hatte, von dem duftenden Cigarettenrauch, der in blauen Wolken den Salon durchschwebte, in eine Art von sanftem Taumel versetzt worden, wie hätte ich es still dulden können, daß der Vicomte, während er neben mir auf dem Diwan saß, behutsam die Hand um meine Taille legte und mich an sich drückte? —

Zwar machte ich mich frei und sah ihn vorwurfsvoll an — aber doch — doch erst, nachdem einige Sekunden verflossen waren.

Später, als ich allein war, habe ich etwas geweint. Aber gewiß brauche ich mir nicht so heftige Vorwürfe zu machen: die Sonne trug die Schuld daran!

Den 2. Mai.

— — — — Heute Nacht habe ich geträumt, der Vicomte habe mich geküßt. Und das schlimmste ist, ich war nicht erschrocken oder empört, nein, ich hatte eine sehr angenehme Empfindung dabei. — Ja — liebe ich ihn denn? Sicherlich nicht. — — —

Der Mann, dem ich mich für das ganze Leben, für alle Ewigkeit zu eigen geben möchte, — der besitzt nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem Vicomte de la Soumise. Der Baumwollencommis ist sogar nicht wert, meinem Helden die Schuhriemen zu lösen!

O — wie treulos war ich meiner tiefen, ernsten, herrlichen Liebe in diesem Traum! Wie treulos bin ich ihr noch jetzt! Lotti — es geht bergab mit dir.

Gestehe es dir nur ein, du hattest in deinem allerinnersten Herzen nicht viel Widerstand gegen eine ganz kleine, natürlich ganz harmlose Liebschaft mit dem witzigen, lustigen Vicomte! Es langweilt dich, daß die Gouvernante noch nichts erlebt hat, was den Abenteuern ihrer Schülerinnen ähnlich sieht.

Denn die gute Melpomene und ihr Stallmeister — mit denen ist's auch nicht richtig! Oder vielmehr 's ist alles in Richtigkeit zwischen ihnen.

Cigaretten rauchen habe ich doch auch nur gelernt, um ihm zu beweisen, daß ich nicht prüde bin, denn die Dinger schmecken abscheulich. — — Ich will mich strafen und heut Abend nicht in den Salon hinuntergehen.

Abends.

Da sitze ich nun oben bei einem Licht, denn Lampen sind in diesem Hause schwer zu haben, mitten unter den entseelten Hüllen der Mädchen. Der Erdboden ist von ihren abgelegten Röcken bedeckt, überall treiben sich Schmuck und Haarnadeln herum, und auf den Möbeln liegt der Puder wie Mehlstaub in einer Mühle. Könnte ich sie doch etwas an Ordnung gewöhnen. Abends werfen sie sich in ihren seidenen Kleidern auf die Betten und schlafen so die Nacht hindurch. —

Ich bin sehr traurig und schreibe, während meine Gedanken unten sind. Ich höre sie lachen. Ich habe

ein Kopfweh vorgeschützt; aber die Mädchen glauben nicht daran. Aglaia meint: „Cest une petite coquetterie à cause du Vicomte.“ Das werden sie nun auch den Herren erzählen. Sie sind doch roh!

Im Grunde bin ich thöricht. Was wäre es denn weiter? Die Sitten sind hier eben andre als in Deutschland.

Ich gehe hinunter.

Den 3. Mai.

Gott sei Dank — als mich der Vicomte in der Thür erblickte und mir mit seinen leichten, kleinen Schritten, ein siegesgewisses Lächeln auf den Lippen und in den Augen, entgegenkam, war er mir geradezu unangenehm! — Was hatte sich der Affe nur eingebildet? — — Das Bild meines schönen, ernsten Helden stand wieder deutlich und klar vor meiner Seele, d. h. so klar, wie ein Phantasiebild eben sein kann, welches zuweilen blaue Augen und einen Vollbart, dann wieder braune Augen und einen Schnurrbart besitzt.

Doch eins war mir in diesem Moment gewiß geworden, nämlich daß ich keine frohe Stunde mehr im Leben haben würde, wenn ich den Traum der vergangen Nacht zur Wahrheit werden ließe; daß ich mich vor mir selber totschämen würde, wenn ich meinem Ideal — sollte es mir einmal begegnen — nicht mit unberührten Lippen entgegentreten könnte.

Aglaia und Melpomene haben für dies eine gar kein Verständnis! Sie haben alle vierzehn Tage einen andern Mann gern, und das nennen sie Liebe.

Von der einen großen, tiefen, stillen, unvergänglichen Neigung zwischen zwei Menschen, von der wir deutschen Mädchen träumen, haben sie keine Ahnung, und ich kann ihnen auch nichts davon begreiflich machen. Übrigens muß ich sagen, daß ich im Seminar einige deutsche Mädchen kennen lernte, die über diesen Punkt auch andrer Ansicht waren als ich.

Den 15. Mai.

Das Reiten hat ein Ende mit Schrecken genommen. Den Stallmeister beobachteten wir eines Tages in einer schmutzigen Seitenstraße des Konsulplatzes auf dem Balkon eines ärmlichen Hauses mit einer ungekämmten Frau und verschiedenen schmutzigen Kindern. Zwischen Mac Naughton und Papa Validoles hat es eine heftige Scene gegeben, infolge deren der Alte dem jungen Manne das Haus verbot. Aus welchen Ursachen der Streit entstand, erfuhr ich noch nicht. Ich war zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um viel auf die andern zu achten.

Der Vicomte hat mir ernste Vorwürfe darüber gemacht, daß ich ihm in den letzten Tagen kalt und unfreundlich begegnet sei. Mein Gott, ich dachte eigentlich ein gutes Recht dazu zu haben! Aber als er auf mich einredete, verschoben sich mir plötzlich alle Gedanken, die ich mir über ihn und mich gemacht hatte, und ich stand verwirrt wie ein gescholtenes Schulmädchen vor ihm.

Wahrscheinlich war ich in der Abweisung nun auch wieder zu weit gegangen. Unhöflich darf man doch niemals werden. Schließlich endete die Sache

damit, daß ich ihn um Verzeihung bat und er mir die Hand küßte. Jetzt ärgere ich mich wieder über alles dies und bin froh, daß die ganze dumme Geschichte nun ihr Ende erreicht hat.

Herr Validoles teilte uns mit, ich solle mit meinen Schülerinnen für einige Zeit zu seiner Schwester gehen. Diese Schwester bewohnt mit ihrem Mann ein Landhaus in Ramleh, eine halbe Stunde mit der Eisenbahn von Alexandrien enfernt. Der Besuch wird uns also zugleich einen angenehmen Sommeraufenthalt gewähren.

Der hauptsächliche Grund zu der Übersiedelung ist wieder Melpomenes Befinden, welches sich durch die Entdeckung von des Stallmeisters ungewaschener Familie nicht eben gebessert hat. Seitdem steigerte das Reiten ihr Herzklopfen bis zur Unerträglichkeit. Der Arzt hat also seine Behandlung geändert und ihr Ruhe und die reine Meer- und Wüstenluft in Ramleh empfohlen.

Morgen werden wir die Stadt verlassen. Mahmudye packt die Sachen der Mädchen und ich necke diese zwischen dem Schreiben mit ihrer Eitelkeit. All ihren reichen Schmuck, zahllose Roben in allen Farben des Regenbogens, ja ihr ganzes Besitztum wollen sie mit in die Wüste schleppen. Immer neue Pakete bringt die alte Schwarze herbei, und ein Koffer nach dem ander füllt sich.

Ich nehme natürlich nur ein paar Kattunkleider und etwas Wäsche mit aufs Land. Ich fände es lächerlich, mit einem solchen Train bei Madame Propontis anzulangen.

Unsre lieben Pferdchen werden verkauft. Ich habe traurigen Abschied von meiner „Juno“ genommen. Herr Validoles deutet an, unser Vergnügen würde ihm so wie so auf die Dauer etwas kostspielig geworden sein. Das will ich gern glauben. Er muß sehr reich sein, daß er in der Weise, wie es geschieht, jeder Laune seiner Töchter nachgeben kann.

Ramleh, den 20. Mai.

„Das Schloß am Meer“ möchte ich dieses Kapitel meines Tagebuches überschreiben. Thut sich nicht eine Welt von Poesie auf in den Worten: „Das Schloß am Meer?“ —

Ein einsames Haus, mit breiter Veranda auf hochragender Klippe, an deren Fuß die grünen Wellen schäumen und brausen und übermütig ihren weißen Gischt emporspritzen.

Keine Blume, kein Baum ringsumher, nur gelber Sand und unten am Strand ein Gewirr kleinerer Felsen, zwischen denen man umherwandeln kann, wenn die Flut sich an windstillen Tagen ein wenig zurückzieht. Dann hängt dort der Tang in den wundersamsten Farben an dem feuchten, zerklüfteten Gestein. Purpurrote Schleier webt er über die Klippen, auf dem weißen Sand liegt er wie braunes zottiges Haar, in Gestalt lichtgrüner Schlangen oder wie zartes, durchsichtiges Korallengeäst schwimmt er in den Wassertümpeln umher, die sich in den Felslöchern gebildet haben. Und die drolligen Meerkrebse, die seltsamen Sterntiere treiben in diesen kleinen, stillen, goldhellen Seen ihr geheimnisvolles Wesen. Muscheln von entzückender

Form, veilchenblau und rosenrot, sieht man auf dem Grunde schimmern, und aus dem dunkleren Geklüft streckt ein Polyp beutegierig die braunen schleimigen Fangarme.

Und der frische, salzige Seewind, der niemals ganz zu wehen aufhört, oft aber mit tollem Brausen ums Haus jagt! Das Schäumen der Brandung und das ernste, gewaltige Rauschen der breiten, mächtigen Wogen weit draußen! Das Funkeln der Sonne auf der grünen, der stahlblauen Flut, das Schimmern des Mondlichtes auf den dunkelpurpurnen Wassern!

Das Ehepaar Propontis hat sich das Schloß am Meer aus den Erträgnissen eines Handels mit Indigo erworben. Nun sitzen die beiden den ganzen Tag auf der Veranda und spielen Tricktrack. Beständig hört man das Knacken der Steine, die durch eine besondere Fingerbewegung auf dem Spielbrett hin und her geschleudert werden müsse, mit seinem scharfen, trockenen Klang in die großen Töne der Natur hineinklingen.

Den 24. Mai.

Man sollte meinen, eine weite, fast unbebaute Sandfläche, wie dieses Ramleh, müsse traurig öde wirken. Durchaus nicht. Auch wenn man die See im Rücken läßt und planlos hinauswandert über Wellen und Hügel von Sand, die von keinem Weg gekreuzt, und nur hin und wieder von den jetzt vertrockneten niederen Ranken der Natronpflanze bedeckt sind, hat der Blick auf den weiten Horizont, die Einsamkeit, ja die Eintönigkeit der Farben, dieses endlos sich breitende

Graugelb und das tiefe Blau darüber, etwas unbeschreiblich Beruhigendes und zugleich Erhebendes. Selbst die Beduinenzelte, die Kamele, die am Strande mit Seetang beladen werden, sind wie Gewächse des Sandes und der Wüste farblos und grau wie diese.

Und dann die Beleuchtung! Die Sonne feiert hier in Ramleh ihre größten Triumphe! Hier bietet die Erde nichts, was glänzt und schimmert, was ihr Trotz bieten könnte. Eine flammende Königin, steht sie am Himmel, strömt ihre Lichtfülle so verschwenderisch in solchen Goldfluten nieder, daß es einem kleinen Nordlandsmädchen wie mir zu Mute ist, als habe es bis jetzt überhaupt noch keinen wahren Sonnenschein gesehen.

An den Eisenbahnstationen drängen sich die Landhäuser dicht zusammen, meist von schönen, schattigen Gärten umgeben. Dort ist fast eine Stadt entstanden mit Kaufhallen und Menschenverkehr. Das ist nicht mehr das echte Ramleh. Ich freue mich, nicht dort zu wohnen.

Wir haben wohl eine gute Viertelstunde zu gehen, bis wir die nächste Villa erreichen. Villa ist kaum eine richtige Bezeichnung für dieses unvollendet gebliebene und doch schon wieder in Verfall geratendes Gebäude. Wir kommen auf unsern Spazierwegen oft daran vorüber, und ich muß gestehen, es reizt meine Neugier. Die Jalousien sind stets fest geschlossen. Das Haus macht den Eindruck, als sei es völlig unbewohnt, und doch sehe ich mittags von

meinem Zimmer in unserem hohen Schloß am Meer einen bläulichen Rauch aus dem Schornstein steigen.

— — Ich habe Melpomene überredet, mit mir des Morgens in der See zu baden. Es ist köstlich, sich in das klare Wasser hinabzutauchen, sich von den weißen Schaumwellen die Glieder peitschen zu lassen, indem man sich an die Felsen klammert, um nicht fortgespült zu werden!

Die Bäder bekommen ihr, wie es scheint, gut. Ich vertrage mich jetzt besser mit Melpomene als mit Aglaia. Die letztere ist seit der Lösung ihrer Verlobung eigentümlich aufgeregt und zerstreut. Sollte sie doch etwas Tieferes für Herrn Nivero gefühlt haben? Hat sie vielleicht die kleine Scene beobachtet, die zwischen mir und ihrem Bräutigam stattgefunden hat? Und war dies der Grund, der ihr Veranlassung gab, sich zurückzuziehen? Das wäre mir entsetzlich leid, obwohl ich wahrhaftig unschuldig daran war! Es ist sicher, sie meidet uns und fährt häufig in die Stadt zu ihrer Freundin, der schönen Lavigne. Auch hat sie darauf bestanden, bei ihrer Tante ein eigenes Zimmer zu bewohnen — während Melpomene in dem meinen schläft. In der ersten Zeit meines Hierseins fiel es ihr nicht ein, sich so viel von uns zu trennen.

Den 26. Mai.

Es scheint, wir haben alle drei genug von den Herren. Melpomene wenigstens äußerte sich in sehr abfälligen Bemerkungen über die Männer. Das gute Mädchen hat seit ihrer bösen Erfahrung mit dem

Stallmeister reuig wieder die Kinderschuhe angezogen. Wenn ihr Onkel Propontis sie fragt, ob sie nicht bald zu heiraten gedenke, macht sie ein Mäulchen und schüttelt lachend den Kopf, wie wir es mit acht Jahren zu thun pflegten, wenn alte Herren dergleichen indiskrete Fragen an uns richteten.

Übrigens lernt sie jetzt fleißig. Mir macht es Freude, sie zu unterrichten. Der Eifer des großen, üppigen Mädchens ist wahrhaft rührend, und es ist drollig anzusehen, wenn sie, die Finger in den Ohren, mit rotem Kopf die Aufgaben lernt, die man bei uns den kleinen Fräuleins im Flügelkleide stellt.

Den 28. Mai.

Die Villa mit den geschlossenen Jalousien erregt unsere Neugier immer stärker.

Als wir heute Nachmittag wieder daran vorübergingen, konnte ich nicht widerstehen, in den Garten einzutreten. Kein verschlossenes Thor wehrte mir dieses vorwitzige Beginnen. Die Öffnung in der von Feldsteinen ziemlich primitiv hergestellten und schon wieder zerfallenen Mauer, in welche augenscheinlich einmal eine Gitterthür eingesetzt werden sollte, gähnte uns leer entgegen. Es war zu verführerisch, die seltsame Besitzung etwas eingehender zu untersuchen. Zu dieser Stunde waren wir sicher, nicht von den Dienstboten des Hauses gestört zu werden. Kein arabischer Diener läßt sich durch irgend welche Befehle oder Wünsche seiner Herrschaft davon abhalten, sich

um drei Uhr mit reinen, weißen Pluderhosen, Tuchweste und seidenem Gürtelshawl elegant herauszuputzen, um den Nachmittag in einem Café zu verbringen.

Wir schlichen uns also in den Garten. Aglaia war bei uns, ja, wenn ich mich recht erinnere, trieb sie mich sogar zu dieser Entdeckungsreise an.

Der Garten war durch Mangel an Pflege bei der trockenen Hitze nicht verwildert, sondern eher versandet. Bis über die Knöchel versank man in dem lockeren Staub der Wege. Durch das Geäst der Rosmarinumfassungen, die er weiß überpudert, aber nicht am Wachstum hatte hindern können, war er in die Beete eingedrungen, um hier alle zarten Blumen zu ersticken. Traurig standen ihre ausgedörrten Skelette in dem hellen weißen Licht der Nachmittagssonne.

In dem Steinbecken der versiegten Fontäne lag der Sand zollhoch. Eine lange metallisch glänzende Schlange ringelte sich in ungestörter Behaglichkeit auf dem warmen Lager.

Vor der Veranda konnte man noch Anlagen von Teppichbeeten bemerken. Die waren aber von den trockenen, hellgelben Sandwellen förmlich überschwemmt worden, und es erschien fast als ein Wunder, hie und da ein winziges rotes oder braunes Blattpflänzchen tapfer sein Köpfchen herausstrecken und um sein bißchen Leben kämpfen zu sehen.

Die Pfeiler der Veranda hatten wohl in besseren Zeiten mit Schlingpflanzen bekleidet werden sollen.

An den dazu angebrachten Drähten hingen einige braune Ranken, nicht einmal die sonst in allen Gärten so üppig wuchernden blaublühenden Winden hatten sich hier behaupten können. Es schien fast, als habe man mit einer seltsamen Freude die hübschen Anlagen wieder zu Grunde gehen sehen. Nur zur Linken des Hauses, wo sich das Schöpfrad befand, dessen Speichen und Eimer zerbrochen waren, schien ein wenig Feuchtigkeit den Boden durchsickert zu haben. Hier zog sich eine dichte Reihe hoher Oleanderbüsche entlang. Auch ihre lederartigen Blätter machten einen verstaubten, leblosen Eindruck; doch an den Knospenbüscheln verkündete eine purpurrote Färbung schon die reiche Blütenpracht, die in einigen Tagen aufbrechen wird.

Auf den Zehen stiegen wir die Stufen zur Veranda hinauf. Erschrockene Eidechsen huschten bei unserem Erscheinen davon. Ganz leise drückten wir auf die Klinke der Hausthür. Sie war verschlossen. O, wie unsere Herzen klopften! Es war entzückend aufregend. Die Jalousien waren auch heute geschlossen. Aber ich bemerkte, daß der eine Laden, wie alles umher, ein wenig defekt geworden war. Ich hob seine aus dem Gelenk gebrochene Querstrebe empor. Und wirklich, wenn man das Gesicht ganz fest heranbrückte, konnte man in ein Zimmer spähen, dessen Fenster hinter den Jalousien geöffnet waren. Das Zimmer war überraschend wohnlich eingerichtet. Bücher füllten die Rückwand bis zur Decke hinauf, gerade unter

dem Fenster stand ein Schreibtisch, ebenfalls mit Büchern und Schriften bedeckt.

„Ein gelehrter Einsiedler,“ flüsterte ich, nachdem auch meine Schülerinnen erspäht hatten, was eben durch unser schmales Guckloch zu sehen war.

„O,“ bemerkte Aglaia, „die sind oft sehr interessant und meistens reich!“

„Wenn er reich wäre, würde er doch nicht in dieser Wildnis hausen,“ flüsterte Melpomene, „das Haus ist ja nicht einmal abgeputzt.“

„Wahrscheinlich hat er Unglück im Leben gehabt, und seine Umgebung ist ihm gleichgültig geworden,“ wandte ich ein.

„O, Mademoiselle, Sie sind immer so romantisch!“ rief Melpomene bewundernd. Aglaia kniff sie in den Arm, damit sie nicht so laut reden solle.

„Wir wollen ihm ein Andenken hier lassen,“ schlug Aglaia vor.

Unter vielem heimlichen Gekicher beschlossen wir, eine Granatblüte, die Aglaia vor der Brust trug, durch den Spalt der Jalousie zu stecken. Das war nicht leicht und erforderte Vorsicht, damit die Blume nicht zerquetscht werde. Wir mußten aus dem Garten einen feinen, dürren Zweig holen, sie damit durch die Öffnung schieben und dann auf einen wirkungsvollen Platz vorn auf dem Schreibtisch dirigieren.

Wie wir dabei gelacht haben!

Wenn jemand im Haus war, hat er uns gewiß gehört. Aber es regte sich nichts.

Wir hätten so gern noch irgend eine Tollheit begangen, konnten uns jedoch nicht darüber einigen. Ich schlug vor, an der Klingel zu ziehen und dann fortzulaufen. Aber meine stattlichen Schülerinnen sind zu solchen Streichen leider nicht behende genug. Auch hätte man uns ja über die ganze Ebene hinüber sehen können.

Den 30. Mai.

Na — nun wissen wir's! Wie mit Zaubergewalt, wie durch eine magnetische Macht zog es uns am nächsten Tage wieder zu dem Hause. Möglicherweise konnte uns jemand dort sehr grob begegnen. Aber wir mußten, wir mußten sehen, ob sich inzwischen irgend etwas ereignet hatte. Besonders Aglaia brannte darauf, dem Einsiedler wieder eine Blume auf den Schreibtisch zu hexen.

Um uns zu versichern, daß niemand in dem Zimmer anwesend war, drückten wir drei unsere Gesichter an die zerbrochene Jalousie. — — In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthür. Wir prallten auseinander und standen dicht vor einem großen Herrn, der uns aus stillen Augen ernsthaft und müde ansah.

Nein, wie ich mich schämte, mich so kindisch betragen zu haben! Wenn er nur gelacht oder gescholten hätte, das wäre nicht so schlimm gewesen. Aber er fragte mit ruhiger Würde in einem Französisch, das einen starken englischen Accent besaß:

„Wünschen die Damen etwas von mir?“

Nachträglich erst kommt es mir zum Bewußtsein, daß Aglaia in diesem Augenblick eine erstaunliche Geistesgegenwart bewies. Während ich verzweifelt nach Worten der Entschuldigung suchte, brach sie in das übermütigste Lachen aus, das ich je von ihren Lippen gehört habe, und rief:

„O Monsieur, mais c'est une aventure, une vraie aventure!“ Und dabei bewegte sie die Granatblüte schelmisch in ihren Fingern hin und her und befestigte sie schließlich an ihrem weißen Kleide, wo sie sich sehr hübsch ausnahm.

Mit einer bewunderungswürdigen Zungenfertigkeit erklärte sie, daß wir durchaus, aber durchaus nicht gewußt hätten, wer dieses Haus bewohnte. Sie habe behauptet, nur ein Mann, der vom Leben enttäuscht worden sei, könne sich so von den Menschen abschließen, und sie habe diesem Manne durch die auf seinen Schreibtisch geworfene Blume eine Freude machen wollen. Aber jetzt sehe sie ein, daß sie ihn nur in seinen Studien gestört habe, daß sie ihm lästig gefallen sei. Und schließlich bat sie ganz allerliebst für uns drei um Verzeihung.

Nein wahrhaftig, diese Aglaia führte eine ganze Komödie auf. Dabei war sie wirklich unbeschreiblich verführerisch. Ich stand vor Verblüffung verstummt neben ihr und fühlte einmal wieder recht deutlich, wie sehr mir meine Schülerinnen an Lebensgewandtheit überlegen sind.

Ob Aglaias Künste im Verein mit ihrer Schönheit auf den Einsiedler Eindruck machten, war nicht zu

bemerken. Sein regelmäßiges Gesicht blieb beinahe unbeweglich. Jedenfalls schien ihm daran gelegen, uns noch etwas festzuhalten.

„Ich danke Ihnen für die Blume," sagte er mit vornehmer Höflichkeit. „Wollen sich die Damen nicht überzeugen, daß ich dieses Geschenk aus mir unbekannten freundlichen Händen wohl zu ehren wußte?"

Dabei öffnete er die Hausthür und forderte uns auf, einzutreten. Wir sahen uns einen Augenblick unentschlossen an, ich machte gegen die Mädchen eine verneinende Kopfbewegung, aber Aglaia schien sie nicht zu bemerken und war schon munter plaudernd in der Eingangshalle. Sie war als Eßzimmer eingerichtet und lief nach der entgegengesetzten Seite in eine halbkreisförmige, durch hohe Fenster erhellte Nische aus.

„Erlauben Sie, daß ich mich meinen Besuchern vorstelle," sagte der Hausherr mit einer Verbeugung. „Mein Name ist Mac Naughton."

„O," rief Melpomene erstaunt, „sind Sie ein Verwandter des Mac Naughton von der Ottomanbank? Das ist ja ein guter Freund von uns."

„Ich bin sein Onkel," antwortete der Herr. Er fragte, ob er das Vergnügen habe, die Fräulein Validoles und ihre Erzieherin bei sich zu sehen. Sein Neffe habe ihm oft von uns erzählt. Wir bejahten. Er zeigte uns nun die auf seinem Schreibtisch sorgfältig in einem Glase mit Wasser frisch erhaltene Blume. Wir schwatzten noch ein Weilchen mit einander und schließlich bat er sich die Ehre aus, uns am folgenden Morgen besuchen zu dürfen.

Ein eingefleischter Menschenhasser scheint er also nicht zu sein. Übrigens will ich wetten, daß Aglaia recht wohl davon unterrichtet war, wer in dem Hause wohnte. Der Onkel des jungen Mac Naughton ist noch ein stattlicher Mann, ich schätze ihn nicht höher als achtunddreißig Jahre.

Den 2. Juni.

Er war wirklich bei uns und ließ sich geduldig von Aglaia unterhalten. Seine klugen und ernsten blauen Augen schienen ihr dabei bis ins innerste Herz dringen zu wollen. Ich bewundere sie, daß sie diesen Blick so tapfer aushielt. Als er einmal auch auf mich fiel, weiß ich nur, daß ich den Entschluß faßte, sofort in mein Zimmer zu gehen und mir meine falschen Augenbrauen abzuwaschen. Ich habe es auch gethan, sobald Mr. Mac Naughton uns verlassen hatte.

Den 5. Juni.

Heute Nachmittag stellte sich plötzlich der Vicomte ein. Wir saßen mit Mr. Mac Naughton, der uns täglich besucht, und Herrn und Frau Propontis auf der Veranda. Als der Vicomte sich melden ließ, war ich anfangs etwas verlegen. Doch kümmerte er sich nicht besonders viel um mich, sondern erzählte uns gemeinsam einige komische Geschichten, die sich in den letzten Tagen in der Stadt zugetragen hatten. Das gab mir meine Unbefangenheit wieder. Wir waren alle sehr lustig. Es ist wahr, der Vicomte bringt immer Leben in die Gesellschaft. Mr. Mac Naughton, der Onkel (sein Neffe hat sich seit dem Streit mit

Herrn Validoles nicht wieder sehen lassen), trug wenig zur Unterhaltung bei; ich glaube, er beobachtete desto mehr.

Wirft er einmal eine Bemerkung hin, so ist sie treffend, oft nur zu fein und zu gut für unser allgemeines dummes Geschwätz. Und er hat eine so angenehme Stimme.

Ich möchte wissen . . .

Nun, Aglaia ist ja sehr schön, das ist wohl den Männern die Hauptsache.

— Später machten wir Jugend gemeinsam einen Spaziergang an den Strand, während Madame Propontis das zwei Stunden lang entbehrte Tricktrack-Brett vom Nebentisch herbeiholte und sich ihrem Manne zum Spielchen gegenüber setzte. Sie ist, seit sie das Haus bewohnt, also seit zwei Jahren, erst einmal unten am Meere gewesen.

Ich hatte während unsres Ganges ein Gespräch mit dem Vicomte, das mich sehr beschäftigt. Er fragte mich, ob ich mich in meiner Stellung wohl fühle. Nachdem ich es bejaht hatte und ihm erzählte, wie gut die Familie Validoles sich gegen mich benehme, machte er ein ernstes Gesicht und bemerkte, als Freund müsse er mich warnen. Er fragte mich, ob ich Eltern oder Angehörige besitze. Ich antwortete, daß ich auf mich allein angewiesen sei, da sagte er besorgt:

„Das ist eine fatale Lage für Sie, Mademoiselle, so schutzlos im Auslande dazustehen. Ich muß Ihnen sagen, Sie sind in keinem soliden Hause.“

Ich sah ihn erschrocken an und blickte dann ebenso erschrocken auf die Mädchen, die rechts und links von Mr. Mac Naughton vor uns gingen.

„O — ich meine nicht die jungen Damen, für die ich die größte Achtung hege," beeilte sich der Vicomte hinzuzusetzen. „Ich kann Ihnen auch leider heute keine nähere Aufklärung geben. Ich möchte Sie nur bitten, sich vorzusehen. Und sollten Sie in Unannehmlichkeiten geraten, so erinnern Sie sich, Mademoiselle, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der sich glücklich schätzen würde, wenn er Ihnen einen Dienst erweisen dürfte."

Der Vicomte sagte dies so gefühlvoll, daß ich mir wirklich Vorwürfe machte, ihm zu mißtrauen. Was in aller Welt kann er nur mit seinen Andeutungen meinen? Wenn er mir helfen will, so sollte er doch klar mit der Sprache herausrücken. — Vielleicht wollte er sich in meinen Augen nur mehr Wichtigkeit geben.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich wieder, wie scharf Mr. Mac Naughton beobachtet. Er hatte sich nicht ein einziges Mal nach uns umgewendet. Später aber trat er an meine Seite und fragte mich mit seiner weichen Stimme, die ich so gern höre, auf deutsch, was ich Ernstes mit dem Vicomte zu besprechen gehabt und warum ich so bekümmert dreinschaue. Ich bin immer glücklich, mit ihm in meiner lieben Muttersprache reden zu können. Gewiß erscheint er mir aus diesem Grunde trotz unsrer kurzen Bekanntschaft weit mehr wie ein Freund, als der Vicomte.

Ich teilte ihm offen die Warnung des Franzosen mit und bat um seine Meinung.

Er schwieg eine Weile. Er ist sehr vorsichtig in seinem Urteil, das ist mir schon öfters aufgefallen. Endlich sagte er:

„In dem Sinne, den wir in unsrer angelsächsischen oder germanischen Anschauungsweise mit dem Worte solide verbinden, sind die levantinischen Familien, wie die Validoles eine ist, selten solide zu nennen. Herr Validoles ist ein Grieche, seine Frau, soviel ich weiß, eine Georgierin oder Armenierin. Alle diese Völkerschaften sind so lange unterdrückt, geknechtet und mißhandelt worden, daß sie List, Schlauheit, Lüge notwendig hatten, um sich gegen die Tyrannei zu wehren und sich einige Lebensfreude zu retten. Dadurch sind ihnen diese Eigenschaften nach und nach zur zweiten Natur geworden. Sie sind etwas verkommen und haben eine leichtere Auffassung von vielem, was uns zur Ehre, zur Moral gehört. Daher fürchte ich allerdings, Fräulein, Sie werden da noch manche verwirrende Erfahrung machen. Sie sind zu jung in diese Verhältnisse gekommen. Ich hätte Sie lieber in einer deutschen oder in einer englischen Familie gesehen.“

„Aber Validoles' sind so gut,“ wagte ich einzuschalten. Es schien mir undankbar, die Leute, welche mich mit so viel Freundlichkeit überschüttet hatten, nicht zu verteidigen.

„Ja,“ antwortete Mr. Mac Naughton etwas ironisch, „sie sind sehr gut. Sie können das Hemd

vom Leibe verschenken, aber ein gegebenes Versprechen halten, das können sie nicht. Man darf nicht zu streng mit ihnen rechten."

Er lächelte wehmütig. Er hat ein feines, geistvolles Gesicht, und wenn man seine Züge beobachtet, so findet man sie durchaus nicht mehr kalt und hochmütig. Er kann auch sehr freundlich blicken.

„Wenn ich nur wüßte, ob ich dem Vicomte trauen könnte," entfuhr es mir. Gleich darauf bereute ich meine kindische Offenheit.

„Wie meinen Sie das?" fragte Mr. Mac Naughton beinahe streng, so wie man mit einem Schulkinde redet, das sich unklar ausgedrückt hat.

Ich ärgerte mich über diesen Ton und antwortete obenhin:

„Er hat mir seine Dienste angeboten, wenn ich in irgend eine Verlegenheit geraten sollte."

„Sie haben ihn gern?"

„Ja natürlich, er ist so lustig."

„Nun, man wendet sich in schwierigen Lagen immer an die Leute, die man gern hat," sagte Mac Naughton kühl, „auch wenn die gesunde Vernunft einem dies dringend wiederrät."

Ich weiß nicht, warum ich hierüber lachen mußte. Man wird doch nichts thun, was gegen die gesunde Vernunft streitet. Daß ein so weiser Mann wie Mr. Mac Naughton diesen Satz so überzeugt aussprach, berührte mich unendlich komisch.

Plötzlich lächelte er gleichfalls.

„Ich denke, ich würde noch lieber Sie um Rat fragen als den Vicomte!“ rief ich. Mr. Mac Naughton verbeugte sich feierlich als Antwort.

Dann wies er mit der Hand nach den Mädchen und dem Vicomte, welche stehen geblieben waren, um uns zu erwarten. Aglaias Gestalt hob sich prächtig von dem orangegelb flammenden Abendhimmel ab.

„Wie sie schön ist,“ sagte Mr. Mac Naughton. „Ich liebe die Schönheit. Man muß sich nur an ihr genügen lassen, und nichts von ihr verlangen, was ihrem Wesen fremd ist.“

Ich war erstaunt und erfreut, daß dieser ernste und bedeutende Mann so viel mit mir gesprochen hatte, mehr als jemals mit Aglaia. Nun — bei ihr fühlt er eben wahrscheinlich zu viel.

So weitläufig bin ich wohl in meinem Tagebuche noch niemals geworden. Ich wollte den Inhalt der verschiedenen Gespräche genau wiedergeben, um mich ihrer deutlich zu erinnern. Jedenfalls ist jetzt noch keine Ursache vorhanden, mich zu ängstigen. Im Grunde meines Herzens bin ich glücklich. Ich will nun zu Bette gehen, ich glaube es ist Mitternacht.

Den 6. Juni.

Heute Morgen kam Mahmudye und brachte wieder mehrere vollgepackte Körbe für die Mädchen. Sie lachten sehr viel mit der alten Sklavin, die besonders aufgeregt schrie und mit den Händen in der Luft umherfocht. Als ich sie fragte, was sie habe, sah sie mich schlau an und sagte auf arabisch: „Ya Sitte,

das sind Geheimnisse! Das Leben ist voller Geheimnisse!" —

Sie schwatzte mit den Mädchen weiter, doch hörte ich nicht darauf, bis Melpomene, die immer in Entzücken gerät, wenn sie eine Skandalgeschichte hört, plötzlich ausrief:

„Mademoiselle, was sagen Sie dazu, — die rote Lavigne war die Frau von Mr. Mac Naughton. Sie ist ihm davongelaufen."

Das Mädchen brach in ein nicht endenwollendes helles Gelächter aus. Sie erschien mir in diesem Augenblick unsäglich albern. Was war bei dieser Geschichte zu lachen? Sie war doch sehr traurig. Mir zitterten die Kniee, als ich davon hörte. Was mag der arme Mann gelitten haben. Ja, jetzt verstehe ich die sanfte Trauer, die durch sein Wesen geht, und die Zurückhaltung, die er im Verkehr mit Frauen beobachtet. Ach Gott . . .

Den 7. Juni.

Es ist etwas Furchtbares geschehen! Ich habe jetzt keine Zeit — später werde ich alles aufschreiben. Der Kopf ist mir zu verwirrt. Ich muß in die Stadt zu den armen, armen Eltern!

Ach, ich bin sehr unglücklich!

Den 8. Juni.

Welche Ereignisse! Welche Veränderungen in meinem Leben! Wie hätte ich dergleichen für möglich gehalten! O, dieses Sonnenland besitzt auch tiefe, finstere Schatten.

Ich hatte am Abend, den 6. Juni, lange gewacht und über die mir zugegangenen Warnungen nachgedacht. Als ich endlich eingeschlummert war und wohl ein paar Stunden geschlafen haben mochte, erweckte mich ein Geräusch in Aglaias Zimmer.

Eine Weile lauschte ich — bald war es still — dann wieder schienen leise Fußtritte sich dort zu bewegen, ich hörte auch ein vorsichtiges Flüstern. Ich dachte an Diebe. —

Endlich rief ich: „Aglaia! Bist Du wach? Ist jemand bei Dir?"

„Nein, Mademoiselle!" antwortete Aglaia.

„Aber ich höre doch Stimmen!"

„O — Sie haben geträumt. Ich stand auf, mir ein Glas Wasser vom Toilettentisch zu holen."

Beruhigt legte ich den Kopf wieder auf das Kissen.

Da hörte ich Aglaias leises Lachen — es war diesmal, als käme es von außen her, und wäre unter meinem Fenster. Ich stand auf, um den Spuk meiner aufgeregten Phantasie zu verscheuchen und in ihr Zimmer zu sehen.

Da keine Verbindung zwischen den beiden Räumen vorhanden ist, mußte ich über den Flur gehen; aber die dorthin führende Thür war von außen verriegelt.

Ich erschrak so sehr, daß ich am ganzen Körper zitterte. Ich weckte Melpomene.

„Wir sind eingeschlossen, es sind Diebe im Hause," rief ich ängstlich. Aglaia!"

Diesesmal erfolgte keine Antwort. Alles blieb still nebenan, obgleich nun auch Melpomene aufgeregt

nach ihrer Schwester rief. Wir öffneten das Fenster und versuchten die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen. Wir schrieen in unsrer Angst um Hilfe, aber da das Ehepaar Propontis und die Dienerschaft in einem andern Teil des Hauses schliefen, hörte uns niemand.

„Aglaia wird sich irgend einen Scherz gemacht haben," tröstete Melpomene, während ich in Thränen ausbrach.

Sie hatte gut reden, mir ahnte, daß etwas Schreckliches vorgegangen war, für das ich die Verantwortung zu tragen haben würde.

Wie endlos lang war diese Nacht! Endlich, als der Morgen dämmerte und wir aufs neue ans Fenster traten, sahen wir an dem offenen Fenster von Aglaias Zimmer eine Leiter lehnen.

„Sie ist entführt," schrie Melpomene mit einem freudigen Schrecken, und ich sank bebend auf einen Stuhl.

Als uns das Hausmädchen endlich aus unsrer Gefangenschaft erlöste, bestätigte sich unsre Vermutung. Aglaias Bett war unberührt, Kleider und Wäsche lagen im Zimmer zerstreut umher, ihren Schmuck hatte sie mitgenommen. Also war die Entführung jedenfalls nicht gegen ihren Willen geschehen. Das beruhigte mich etwas. Herr Validoles war ein so guter Vater, warum hatten sich die Liebenden nicht vertrauensvoll an ihn gewandt? Es war mir unerklärlich.

Madame Propontis geriet, als sie die unangenehme Nachricht hörte, in eine Aufregung, die ich dieser

phlegmatischen Frau niemals zugetraut hätte. Sie schrie und schluchzte und lief wie eine Wahnsinnige im Hause umher, während Herr Propontis nur schlechte Witze machte und Melpomene augenscheinlich neidisch auf ihre Schwester war.

— — Ob ich eine Ahnung habe, wer der Entführer sei, wurde ich gefragt.

— Nein, ich hatte keine Ahnung. Die Tante riet auf den Vicomte.

„Der würde eher Mademoiselle entführt haben,“ rief Melpomene.

Mit schwerem Herzen fuhr ich nach der Stadt, um die Eltern meiner Zöglinge von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Unterwegs versuchte ich mich damit zu trösten, gerechterweise könne man mir Aglaias Leichtsinn kaum zur Last legen. Dennoch fand ich es nur zu begreiflich, daß Monsieur Validoles, als er von mir den Sachverhalt erfuhr, in einen heftigen Zorn geriet. Mir hatte er seine Töchter anvertraut, ich war ihre Erzieherin und Dame d'honneur! Warum hatte ich sie nicht besser beaufsichtigt? Er befahl mir wütend und mit so heftigen Gestikulationen, daß ich fürchtete, er würde mich schlagen, ich solle sein Haus auf der Stelle verlassen, und natürlich könne ich unter den Verhältnissen nicht verlangen, daß er mir irgend einen Gehalt zahle. Ich solle froh sein, wenn er mich nicht vor Gericht verklage.

Weinend bat ich ihn, so etwas Schreckliches nicht zu thun, und versuchte mich zu fassen.

Das Peinlichste war mir, daß die Scene vor Zeugen stattfand. Die alte Sklavin war sofort in den Salon gekommen, als sie bei meiner Ankunft mein verstörtes Gesicht erblickt hatte. Obgleich ich Herrn Validoles um ein Gespräch unter vier Augen bat, schickte er weder sie noch den Hauswirt hinaus, mit dem er sich gerade in einem heftigen Wortwechsel befand, als ich eintrat.

Der Hauswirt, ein alter, fetter, schmutziger Grieche, begann widerlich zu grinsen, als er die Geschichte hörte, und schrie auf griechisch in mein Gespräch mit Herrn Validoles hinein. Mahmudye schlug schallend die Hände zusammen und stieß arabische Ausrufe des Erstaunens und der Empörung aus. Sie fragte beständig, ob beide Mädchen geraubt seien?

Plötzlich, während ich noch wie betäubt von dem Schlag, den mir die Kündigung meiner Stellung versetzt hatte, vor Herrn Validoles stand, wendete sich der Hauswirt mit irgend einer heftigen Beschuldigung gegen die Sklavin. Sie schimpfte als Antwort, wie nur diese wütende schwarze Katze schimpfen kann, und mit einem Mal war sie mit dem alten Griechen in eine regelrechte Prügelei verwickelt. Entsetzt floh ich aus dem Zimmer, um dem widerwärtigen Anblick zu entgehen.

Die ganze Wohnung wurde durchdrungen von grauenhaftem Geschrei und Geheul, als kämpften wilde Tiere dort in dem Salon mit den gelben Atlasmöbeln.

Ich suchte Frau Validoles, um von ihr Abschied zu nehmen, fand sie aber nicht, und begab mich dann auf mein Zimmer, um meine Sachen einzupacken.

Mit Erstaunen bemerkte ich an allen Gegenständen große Siegel. Im nächsten Zimmer traf ich einige Herren und einen Gerichtsdiener in seiner prächtigen Uniform, mit der goldgestickten Jacke und dem krummen Säbel, beschäftigt, auch hier die Schränke zu versiegeln.

Ich erbat mir Auskunft über dieses Verfahren. Man sah mich mißtrauisch an und gab mir keine Antwort.

Ich begann einige meiner Bücher von dem Wandbrett herunterzunehmen, als einer der Herren meinen Arm faßte und höflich aber streng sagte: „Das geht nicht an, Mademoiselle! Nachdem die Firma Validoles sich heute morgen fallit erklärt hat, gehört alles im Hause bis zur Abwickelung der Geschäfte den Gläubigern."

„Aber diese Bücher, diese Wäsche und Kleider sind mein Eigentum, ich bin als Gouvernante hier im Haus," antwortete ich, vor Schreck zitternd.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Das wird sich später erweisen. Vorläufig ist es unsre Pflicht zu retten, was zu retten ist." Er sah mich drohend an. „Man hat, wie es scheint, schon alles Kostbare beiseite geschafft."

Bestürzt schwieg ich.

Noch einen schwachen Versuch zur Wiedererlangung meines Eigentums machte ich, indem ich Herrn Validoles aufsuchte, um ihn zu bewegen, mir durch sein Zeugnis zu bestätigen, daß die Gegenstände mein seien.

Vergebens! Herr Validoles kam und schrie, er sei ein betrogener Vater, er wolle seine Tochter durch die Gerichte suchen lassen, dem Entführer den Prozeß machen, und er wisse nicht, ob dieser Plunder mir oder seinen Töchtern gehöre.

Als ich mich aus dem Wirrwarr entfernen wollte, begegnete mir Mahmudye mit blutendem Gesicht und lachte mich triumphierend an. „Der Hund wird mich nicht wieder eine Diebin schelten," gurgelte sie und versteckte in ihrem zerrissenen, geblümten Baumwollenkittel einige silberne Löffel.

„Wo ist die Frau, Mahmudye?" fragte ich.

„Allah il Allah, sie ist bei ihrer Schwester in der Frankenstraße. Ich will zu ihr und das neue Unglück berichten. Diese Überraschung!"

Dabei lachte sie wieder über ihr ganzes schwarzes Gesicht und begann eins ihrer häßlichen arabischen Lieder zu singen. Ich lief eilig die Treppen hinunter, um ihr zu entkommen.

Wohin nun mit mir?

In meiner Ratlosigkeit kam mir der Gedanke an Mr. Mac Naughton. Ja — ich wollte zurück nach Ramleh. Propontis würden mir für einige Stunden den Aufenthalt in ihrem Hause nicht verweigern. Ich wollte dann einen Boten zu Mr. Mac Naughton schicken und ihn bitten, zu mir zu kommen. Er würde mir sagen, wo ich ein Unterkommen finden könne, und mir helfen eine andre Stellung zu suchen. Wenn ich mir sein stilles, vornehmes, kluges Wesen, sein freundliches

Auge vorstellte, überkam es mich wie ein glücklicher Frieden in aller Verwirrung.

Noch in Alexandrien auf dem Bahnhof traf ich Melpomene in Begleitung ihrer Tante und meines schlecht und eilig gepackten und verschlossenen Handköfferchens.

Madame Propontis setzte mir aufgeregt auseinander, sie wolle die Verantwortung nicht tragen, Mädchen, die solche Streiche machten, länger in ihrem Hause zu beherbergen, und sei im Begriff, Melpomene ihren Eltern zurückzubringen. Ich berichtete, in welchem Zustand ich das Haus gefunden, und daß mich Herr Validoles entlassen habe.

Melpomene stieß, trotz der Leute im Wartesaal, einen hellen Schrei aus und fiel mir um den Hals.

„Mademoiselle, Sie dürfen nicht von uns gehen! Was soll ich ohne Sie beginnen?“ schluchzte sie, wie es schien mehr über meine Verabschiedung, als über den Bankerott ihres Vaters erschrocken.

Madame Propontis redete nun ernst auf sie ein; sie solle den Kummer ihrer Eltern nicht vermehren und sich in die traurigen Verhältnisse schicken, dann ging sie hinaus, um einen Wagen zu nehmen.

Kaum hatte sie den Rücken gewandt, so faßte mich Melpomene heftig am Arm, zog mich an sich und flüsterte mir zu:

„Ich weiß, bei wem Aglaia sich aufhält! Als unser Diener vom Markte kam, hat er den Koch von Mr. Mac Naughton gesprochen, und der hat ihm unter

dem Sigel der Verschwiegenheit mitgeteilt, daß sein Herr Besuch von einer Dame empfangen habe . . ."

Mr. Mac Naughton — — Nein, nein! auf ihn wäre ich niemals verfallen. Er schien mir hoch, hoch über solchen Abenteuern zu stehen. Und wie äußerte er sich noch am Abend vor der Entführung über die Levantiner . . . Wahrscheinlich that er das, um mich irrezuführen.

„Ich liebe die Schönheit — —" Nun ja, er hat das in seinem Leben bewiesen — zuerst Corinne Lavigne — und dann, nachdem ihn diese verlassen hat, ist er thöricht genug, sich Aglaia an den Hals zu werfen! Aglaia — der der Begriff „Treue" etwas vollständig Unbekanntes ist. — Ach — es ist wohl schlecht von mir, daß ich so von ihr denke. Mir ist schwindlig — das Herz thut mir weh. Wie häßlich ist das alles!

Als Melpomene und Madame Propontis mich, ganz erfüllt von ihren eigenen Angelegenheiten, auf dem Bahnhof stehen ließen und ich absolut nicht wußte, wohin ich mich ohne einen Pfennig Geld in dieser großen fremden Stadt wenden sollte, fielen mir die freundlichen Schwestern des deutschen Krankenhauses ein. Als ich zu Ostern die protestantische Kirche besuchte, hatte ich beim Verlassen derselben einige Worte mit ihnen gewechselt, und sie dann einmal besucht. Ich nahm mir also einen kleinen Araber, um meinen Koffer zu tragen, und wanderte dem Hospital zu. Man gewährte mir gastliche Aufnahme

für die Nacht, als man meine traurigen Erlebnisse hörte.

Ach, ich habe ein hübsches Zimmer und sehe hinaus in den schattigen Garten, der diesen herrlichen Palast umgiebt. Aber auf der weißen Marmorterrasse sitzen nur Kranke in blauen Flanelljacken und weißen Zipfelmützen — hin und wieder taucht eine Schwester auf und verschwindet leise wieder. Alles ist totenstill und ernst in diesen weiten, hallenden Korridoren, diesen hohen Sälen, wo das Leiden und der Tod wohnen.

Ist das noch mein Sonnenland?

Den 9. Juni.

Eben hat mich der Vicomte verlassen. Ich that ihm unrecht. In der Not bewährt er sich mir als ein Freund. Sobald er gestern Abend von Aglaias Entführung und von dem Bankerott gehört hat, ist er zu Validoles' gegangen, um sich nach mir umzusehen. Dort erfuhr er von Melpomene meinen Aufenthalt. Ich hatte ihr meine Adresse schriftlich mitgeteilt. Der Vicomte sagte mir, daß er die Katastrophe längst gefürchtet habe. Er wollte auch auf die Entführung zu reden kommen. Aber ich lenkte das Gespräch ab. — Ich konnte Mac Naughtons Namen nicht aus seinem Munde hören.

Dann fragte er mich, ob ich zu seiner Tante, der Marquise d'Orvelle, als Gesellschafterin gehen wolle. Sie suche schon seit längerer Zeit eine junge Dame, welche bei ihren Empfangsabenden den Thee bereiten und mit ihr ausfahren solle. Diese Obliegenheiten

schienen mir freilich nicht schwer zu erfüllen, indessen zögerte ich, auf das Anerbieten einzugehen. Ich meinte, es wäre wohl richtiger, eine Stellung als Erzieherin zu suchen, um meine Kenntnisse nicht ganz brach liegen zu lassen. Der Vicomte warnte mich, ohne genügende Empfehlungen etwas anzunehmen. Ich könne es noch schlimmer treffen, als bei Validoles'. Er rühmte seine Tante als eine liebenswürdige Frau, der er oft von mir erzählt habe. Sie sehne sich, meine Bekanntschaft zu machen, und werde mich wie eine Mutter behandeln. Er malte mir alles verführerisch aus. Ich besann mich vergeblich, wo und in welcher Beziehung ich den Namen der Marquise d'Orvelle schon gehört habe. — Jedenfalls aus dem Munde meiner Schülerinnen; daß es in keiner günstigen Bedeutung war, weiß ich gewiß. Aber ich glaube, auf ihre Geschichten ist wirklich nicht viel Gewicht zu legen.

Der Vicomte hat mich überredet, mich seiner Tante im Laufe des morgenden Tages vorzustellen. Mein Gefühl sträubt sich dagegen, meine Stellung durch seine Vermittelung zu erhalten. Aber hier kann ich nicht länger als einige Tage bleiben. Das Haus ist ja nur für die Aufnahme von Kranken eingerichtet. Die Oberin will sich für mich bemühen, aber sie meint auch, es sei schwer, so schnell etwas zu finden.

Der Vicomte fragte mich, ob ich in Geldverlegenheit sei, und als ich ihm dummerweise mit einem ärgerlichen Lachen mein Portemonnaie zeigte, in dem sich noch zwei Francs befanden, äußerte er sich empört über Herrn Validoles' heimtückisches Verfahren gegen

mich und bat mich in sehr zarter Weise, mir aushelfen zu dürfen.

Natürlich lehnte ich dieses Anerbieten ab. Es erfaßte mich wieder ein großes Unbehagen, diesem Manne verpflichtet zu sein. — Was soll ich thun?

Den 10. Juni.

Nun soll ich sie doch beide wiedersehen, Aglaia und ihren Mann. — Sie sind gleich mit dem ersten Zuge am andern Morgen nach der Stadt gefahren und haben sich nach griechischem Ritus trauen lassen. Das hat Melpomene ebenfalls durch die Dienstboten erfahren.

Das gute Kind war eben bei mir und weinte sich recht aus. Sie fühlt sich vereinsamt zwischen der stumpfsinnigen Mutter, dem ganz mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigten Vater und der alten Sklavin. Es bewegte mich, als sie mich mit ihren großen braunen Augen treuherzig ansah und traurig sagte: „Ach Mademoiselle, ich bin bei Ihnen an etwas andres gewöhnt worden — ich schäme mich, wenn ich der Unterhaltung von Mama und Mahmudye zuhöre! Das Lernen ist mir lieb geworden. Wie soll ich ohne Sie fertig werden!“

Ich tröstete sie und versprach ihr, auch ferner ihre gute Freundin zu bleiben. Das arme Mädchen suchte ihren Vater zu entschuldigen, daß er mir den Gehalt verweigert habe. Es sei in der augenblicklichen Geldverlegenheit geschehen, und in großer Aufregung. Das verstand ich vollkommen. Sie zog verlegen ein schönes Armband mit Brillanten hervor und bat mich,

es von ihr anzunehmen. Ich suchte ihr klar zu machen, daß sie kein Recht habe, diesen Schmuck zu verschenken, daß ich an ihrer Stelle mein Eigentum den Gläubigern meines Vaters zur Verfügung stellen würde.

Sie antwortete: „Aber Mademoiselle, Papa macht ja so oft Bankerott, da kann man doch nicht von mir verlangen, daß ich jedesmal alles, was ich besitze, diesen Leuten opfere. Warum vertrauen sie ihm denn ihr Geld immer wieder an?“

Darauf wußte ich nichts zu erwidern. Aber ihr Armband mochte ich so wenig nehmen, wie das Geld des Vicomte. Lieber ersuche ich die Diakonissinnen, mir ein paar Francs zu borgen.

Melpomene bat mich noch schließlich, ich möchte zu ihrer Schwester gehen und meinen Einfluß bei ihr geltend machen, damit sie ihren Vater um Verzeihung bitte. Nur dann dürfe Melpomene Aglaia besuchen. Ich konnte ihr dieses Verlangen nicht abschlagen. Ich weiß, daß auch Aglaia viel von mir hält, und Melpomene meinte, sie würde mir alles zulieb thun. Vielleicht kann ich eine Versöhnung zwischen den Familien herbeiführen.

Wie konnte sich nur ein besonnener, ernster Mann zu einer solchen Tollheit hinreißen lassen! Mir ist zu Mute, als habe ich einen sonderbaren, verwirrten, aufregenden Traum, aus dem ich vergeblich zu erwachen strebe. Das Thun und Handeln all dieser Menschen um mich her scheint mir ganz ohne Sinn und Verstand. Liegt diese Auffassung an mir? Bin ich auf dem Wege, ernstlich krank zu werden? In meinen

Gliedern fühle ich eine große Müdigkeit. Ich, die ich sonst bei allen Geschehnissen zuerst — oft zu meiner Qual — die komische Seite sah, möchte jetzt immerfort weinen.

Der Anblick der Kranken um mich her und ihrer schrecklichen Leiden macht mich trostlos traurig. Ich bin auch krank. Ich weiß im Grunde meines Herzens gut genug, was mir fehlt.

Den 11. Juni.

Mein Gott, in welche unangenehme Lage bin ich geraten! Wie soll ich mich daraus befreien? Eben komme ich von meinem Besuch bei der Marquise d'Orvelle zurück. Sie hatte gerade ihren Empfangsnachmittag. Ich fand die ganze Stube voll von Herren, welche Eislimonade tranken, rauchten und laut lachten und schwatzten.

Die Marquise empfing mich sehr freundlich, und nachdem auch der Vicomte mich begrüßt hatte, führte sie mich in ein Nebenzimmer, um dort über die Bedingungen meines Eintritts in ihr Haus zu verhandeln. Sie bot mir fünfzehnhundert Francs als Gehalt und nötigte mir einen Teil der Summe so dringend auf, daß ich das Anerbieten der lebhaften alten Dame nicht wohl ablehnen konnte. Hätte ich nur das Geld nicht genommen! Ich fürchte, nun bin ich gebunden. Mein lieber Gott, hilf mir! Wie soll das enden?

Die Marquise wollte mich nicht fortlassen. Sie stellte mich der Gesellschaft gleich als ihre neue Hausgenossin vor. Einige Herren starrten mich neugierig und unverschämt an. Aber daran bin ich hier in

Alexandrien schon gewöhnt worden. Der Vicomte ging nicht von meiner Seite. Gewiß, ich täusche mich nicht, sein Benehmen war weniger rücksichtsvoll als gestern. In einem Augenblicke, als niemand auf uns achtete, küßte er heftig meine Hand und flüsterte: „Ich danke Ihnen, Fräulein, daß Sie gekommen sind. Sie haben mich unendlich glücklich gemacht."

Ich stand auf und sagte verwirrt, ich wünsche nach Haus zu gehen. Der Vicomte wollte mich begleiten, aber ich dankte. Er lächelte darauf und sah mich so sonderbar an. Ich empfahl mich bei der Marquise. Sie erwartet mich übermorgen.

Zwei Herren der Gesellschaft stiegen vor mir die Treppe hinab. Sie sahen mich nicht, weil sie in eifrigem Gespräch waren, und ich ging ein ganzes Stück unbemerkt hinter ihnen her.

„Die Kleine soll Geist und Witz haben," sagte der eine.

„Eine gefällige Tante," bemerkte der andre. „Aber eigentlich doch skandalös!"

„Was wollen Sie, mein Bester," sagte der erste lachend, „der Vicomte hat nun einmal eine Passion für die anständigen Mädchen, mit denen man mehr Umstände machen muß. Es ist die Spezialität der Marquise, die Liebschaften ihres Neffen zu protegieren."

So sprachen die beiden Männer über mich und den Vicomte. Ich dachte, ich sollte ersticken vor Entrüstung und Scham. Haben sie recht in ihren Vermutungen? Ich glaube es, ja — ich fühle es!

Und ich habe diese Stellung angenommen, bin durch mein Wort gebunden!

Freilich liegt es in meiner Hand, den Vicomte ernst zurückzuweisen. Aber wie widerwärtig ist das!

Und dann . . . Ach — als er gestern so gut zu mir war, da dacht' ich: Vielleicht hat er dich lieb und meint es ehrlich. O, warum redet gutes, wahres Gefühl mit denselben Worten wie schlechtes, so daß man die beiden nicht unterscheiden kann? Was man aus vollem Herzen verehrt und bewundert hat, zeigt sich das nicht auch, bei Licht besehen, als klein und von geringem Wert?

Ich bin hungrig und durstig nach Liebe und Zärtlichkeit und Glück!

Ich fürchte mich so sehr vor der Zukunft. Und doch lasse ich mich ohne Widerstand von den Ereignissen treiben.

Wenn ich morgen, während ich bei Aglaia bin, nur ihm nicht begegne.

Ach — ich habe ihn so lieb gehabt.

Den 12. Juni.

Wie lang ist mir der Weg vom Bahnhof zur Villa geworden, wie schwer das Gehen in dem heißen Sand, unter dem weiten, glühenden Himmel.

Mit zitternden Knieen und sehr zaghaftem Gemüt betrat ich die Veranda, wo wir vor so kurzer Zeit unsern Mutwillen getrieben hatten. Ich bereute es hundertmal, Melpomene mein Versprechen gegeben zu haben. Übrigens trieb mich nicht nur dies, sondern eine dumpfe, quälende Neugier zu dem Besuch.

Aglaia kam mir mit strahlendem Gesicht entgegen. Sie trug ein Negligee von hellgelber spanischer Seide und war wunderschön.

Ich wollte ihr Vorwürfe machen, uns allen einen so heftigen Schrecken verursacht und ihre Eltern so tief betrübt zu haben. Doch ließ sie mich kaum zu Wort kommen. Ihren Arm vertraulich um meine Schulter legend, schwatzte sie unaufhörlich auf mich ein. Es sei reizend, verheiratet zu sein, ihr Mann überhäufe sie mit Zärtlichkeiten — es sei zu komisch gewesen, wie ich aus meinem Zimmer nach ihr gerufen habe, während sie gerade damit beschäftigt gewesen sei, einen großen Bündel mit Toilettengegenständen durch das Fenster ihrem auf der Leiter stehenden Liebhaber zu reichen. — Die Männer seien so unpraktisch in der Besorgung der nötigsten Dinge zu einer Entführung — und ein paar Freunde ihres Mannes hätten die Leiter gehalten und so gelacht, daß ich gefürchtet habe, sie möchten die Leute im Hause wecken und den ganzen Spaß verderben. Der Vicomte sei auch darunter gewesen. „O — das ist ein ganz Durchtriebener!“ Bei dieser Bemerkung sah sie mich schelmisch an und drohte mir mit dem Finger.

In Erinnerung an alle Ereignisse jenes Abends brach sie in ein tolles Gekicher aus, drückte sich dabei das Taschentuch vor den Mund und flüsterte: „Der Alte ist drinnen bei seiner Arbeit — o, er ist ja so gut gegen mich — aber wenn er studiert, darf man ihn nicht stören! War es nicht köstlich, wie schnell ich ihn meinen Plänen gefügig zu machen wußte?“

Ich sah sie fassungslos an.

— Wenn ich jetzt zurückdenke an jene halbe Stunde dort an Aglaias Seite in der hübschen

Eingangshalle, durch deren große Fenster die Sonne breite Lichtstreifen warf, so daß die junge Frau in ihrem gelben Kleide wie in einer goldenen Verklärung zu sitzen schien, während sie die leichtfertigen Worte sprach, dann bekomme ich einen wahren Haß auf die strahlende Sonnenpracht, die all diese Thorheiten so mild umleuchtete und meinen brennenden Augen so wehe that.

Aber ich mußte noch ganz andre Dinge hören! Mir ist, als habe ich heute meine unbefangene Jugend für immer begraben.

Ich fand endlich Gelegenheit, meinen Auftrag auszurichten. Ich sehnte mich danach, das Haus zu verlassen. Beständig mußte ich nach der Thür blicken, die zu Mac Naughtons Zimmer führte und die in tiefem Schatten lag. Ich fürchtete mich grenzenlos vor dem Augenblick, wo er dort heraustreten werde.

Aglaia blickte mich erstaunt an, als ich ihr den Zorn ihres Vaters schilderte und ihr vorhielt, sie müsse ihn um Verzeihung bitten.

„Aber mein Gott,“ sagte sie verdutzt, klatschte dann in die Hände und rief: „Das muß ich sagen, Papa spielt seine Rolle gut! O Mademoiselle, Sie haben ihm diesen Zorn geglaubt? Aber er hat mich ja zu der ganzen Geschichte angeleitet! Das sollen Sie hören. Jetzt kann ich davon reden. Es ist mir schwer genug geworden, ein Geheimnis so lange zu hüten. Ich lief deshalb auch so oft von Ihnen fort. Und dann natürlich auch, um unbemerkt zu den Rendezvous zu kommen, die wir uns bei der Lavigne gaben.“

„Bei der Lavigne?“ fragte ich und faltete ergeben die Hände. Nun sollte mich nichts mehr in Erstaunen setzen.

„Die Sache war sehr wichtig,“ sagte Aglaia ernst und fuhr dann eifrig fort, mir weiter zu berichten:

„Papa hatte mich mit Herrn Rivero verlobt, weil er ein vermögender Mann ist und Papa hoffte, er würde ihn mit seinem Kapital unterstützen. Ich mochte Rivero nicht sehr gern, und dann lernte ich Mac Naughton kennen . . . Papa willigte in die Auflösung der Verlobung, weil es Herrn Rivero nicht einfiel, Geld in Papas Geschäft zu stecken. Aber nun mußte die Sache klug angefangen werden.

„Papa hatte schon damals große pekuniäre Schwierigkeiten. Wenn das Mac Naughton erfuhr — mein Himmel, auch die Engländer sind Geschäftsleute! Er hätte, wenn er in aller Form anhielt, doch jedenfalls Papa nach meinem Heiratsgut gefragt. Das mußten wir vermeiden, und dann — ach, die Männer werden ja immer feuriger, sobald man ihnen Schwierigkeiten in den Weg legt. — Natürlich mußte Papa seine Falliterklärung hinausschieben, bis ich getraut war. Himmel, hatte ich Angst, es könne in letzter Stunde noch etwas die Entführung verzögern! Papa hatte mir gesagt, daß am siebenten der letzte Termin sei, länger könne er sich nicht mehr halten! Ich benachrichtigte ihn auch gleich!“

„Und so, so betrügen Sie ihren Mann?“ stotterte ich, vor Staunen und Empörung war mir die Kehle wie zugeschnürt.

Aglaia wurde rot, aber nicht aus Scham. Sie sah mich mit einem so innigen Blick an, wie ich ihn in ihren wundervollen Augen noch niemals gesehen hatte, faßte meine beiden Hände und sagte glühend, strahlend, heiter: „O Mademoiselle, wenn er gewußt hätte, daß ich arm sei, würde er mich nicht geheiratet haben! Ich aber, ich liebte ihn, ich mußte ihn besitzen! Und nun — nun — Sie können es glauben, nun ist er glücklich!"

Ich erinnere mich, daß ich im Begriff war, zu antworten, daß ich mir keine Liebe ohne gegenseitiges Vertrauen denken könne, oder etwas dergleichen, und daß ich es nicht aussprach, sondern Aglaia staunend und schweigend betrachtete. Sie hatte sich in die Kissen des türkischen Diwans zurückgeworfen und die Arme unter dem Nacken verschlungen. Wie ein herrliches Bild lag sie da, das blauschwarze Haar von der Sonne mit blitzenden Funken überstreut; das Antlitz mit dem Götterprofil und dem runden Kinn ganz in ein holdes, träumerisches, seliges Lächeln getaucht.

Ich weiß nicht, warum ich ihren Anblick nicht ertragen konnte, es war mir, als müsse ich im nächsten Augenblick laut aufschreien, um nicht zu ersticken. Wahrscheinlich bin ich aufgesprungen und besinnungslos hinausgelaufen, denn ich befand mich plötzlich auf der Veranda, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen.

„Mademoiselle, was haben Sie — ist Ihnen nicht wohl?" rief Aglaia aus dem Zimmer, da wurde

eine der Jalousien, die zerbrochene Jalousie, durch welche wir damals die Granate gesteckt hatten, zurückgeschlagen. Mr. Mac Naughton erschien in dem Rahmen, mit seinem alten, wehmütigen Lächeln auf dem ruhigen, blassen Gesicht. Ich nahm mich zusammen und grüßte ihn gemessen.

„Fräulein Dürner!“ rief er heiter, „Sie wollen uns verlassen, ohne daß ich von Ihrem Hiersein erfahre? Das ist nicht recht von Ihnen!“

Er reichte mir die Hand durch das Fenster.

„Hier sind ja inzwischen so seltsame Dinge vorgegangen, darüber müssen wir uns aussprechen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und zog mich an der Hand ein wenig näher.

Ich machte mich frei, meine Lippen zitterten, kaum konnte ich die Thränen zurückhalten. Es war ein qualvoller Augenblick. Ich wäre am liebsten fortgestürzt, weit fort, aber mein Stolz sagte mir, ich müsse bleiben und gleichgültig mit ihm reden.

Was ich sprach, war, wenn ich es jetzt überlege, ganz das Gegenteil von dem, was ich zu äußern beabsichtigte.

„Aglaia ist ja so schön,“ murmelte ich, „und Sie lieben ja die Schönheit!“

Ich war so verwirrt, daß ich ihn nicht ansah, ich hörte nur, wie aus weiter Ferne, daß er antwortete: „Ja, ich bekenne es, ich habe diese Schwäche! Ich habe darum auch die Sache protegiert. Obwohl ich meinen Neffen erstlich gewarnt habe, sah ich doch sofort, daß er den kurzen Rausch und dann die bittere

Ernüchterung selbst erleben wollte — genau wie einst sein Onkel. Es ist traurig, daß man die Lehren, die das Leben einem giebt, niemals andern Leuten zu gute kommen lassen kann."

Ich verstand ihn nicht. Ich weiß, daß ich einen Augenblick fürchtete, ich hätte vielleicht auf dem Wege vom Bahnhof nach der Villa einen Sonnenstich bekommen, und deshalb erscheine mir alles, was Aglaia und Mr. Mac Naughton geredet, so unzusammenhängend.

„Kind," sagte er plötzlich erschrocken, und beugte sich weit aus dem Fenster zu mir, die taumelnd zurückwich. „Sie sind krank! — Madame, bringen Sie doch ein Glas Wasser, etwas Erfrischendes — Eis — Wein!"

Während dieser ängstlichen Ausrufe war er aus dem Fenster gesprungen, nahm mich zart in seinen Arm und leitete mich ins Zimmer zurück, auf einen Stuhl.

Hier brach ich in ein heftiges Schluchzen aus. Alle Kraft hatte mich verlassen.

Aglaia kam herbei, er tauchte ein Tuch ins Wasser und drückte es mir an die Stirn. O, wie gut war er gegen mich und wie besorgt seine lieben Augen mich anblickten!

„Ich war gestern bei Propontis' und wollte mich nach Ihnen umsehen, wurde aber nicht vorgelassen," sagte er, als ich mich etwas erholt hatte. „Ich fürchte, diese Sache hat Sie sehr erschreckt."

Ich nickte stumm.

Er wandte sich zu Aglaia.

„Sehen Sie, das kommt von Ihren Streichen, meine Liebe,“ sagte er ärgerlich. Sie warf die Lippen auf und sandte ihm einen spöttischen Blick zu.

Als ich die beiden Menschen zusammen sah, fiel es mir plötzlich wie eine Binde von den Augen und wie eine Last von der Seele. Nicht er liebte sie — — nicht er hatte sie entführt — es war der Neffe!!

Er hatte dem jungen Paar nur den Zufluchtsort vor dem vermeintlichen Zorn des Vaters in seinem Hause gewährt.

Aber etwas andres, etwas unsagbar Wonnevolles ahnte ich in demselben Augenblick, wo alle Kraft der Selbstbeherrschung von mir gewichen war, und wo der Anblick meines Leidens genügte, auch ihm jede Fassung zu rauben.

Aglaia hatte das Zimmer verlassen — sie hat mir nachher gesagt, warum sie es that — wie fein und wie roh ist sie zu gleicher Zeit!

Er nahm meine Hände in die seinen und küßte sie leise und sah mich forschend an und murmelte: „Mein Kind, mein Kind, was hat man Dir gethan?“

O, wie mir die Wangen glühen, wie mein Herz brennt, während ich diese Worte schreibe.

Er hat mich lieb gehabt vom ersten Augenblick an, wo er mich so beschämt zwischen den Mädchen stehen sah.

Und als ich ihm berichtete, daß ich geglaubt habe, Aglaias Schönheit mache Eindruck auf ihn, da lächelte

er und sagte: „Kind, es giebt etwas, das reizvoller ist, als alle Schönheit der Welt! . . .“

Ich fragte, was es sei, er aber küßte mich statt der Antwort auf den Mund.

Ich bin sein eigen nun und immer!

Im Juli.

Die Oleander blühen in roter Pracht, — der Springbrunnen glitzert. Neue grüne Ranken umziehen die Veranda — mein liebster Mann hat wieder lachen gelernt — und ich bleibe im Sonnenland!

Evis Makel.

Novellette.



Eine alte Jungfer wurde begraben. Höfliche Leute sagten: das alte Fräulein.

„Fräulein?“ fragte jemand.

„Nun ja — sie war doch nicht Frau!“

„Nein — Frau — das war sie freilich nicht . . .“

Über dem Sarge der Dahingeschiedenen lag eine kleine bescheidene Myrtenkrone. Alle Welt konnte sie sehen, und viele, die aus Neugierde auf den Kirchhof gelaufen waren, stießen sich gegenseitig an und machten sich darauf aufmerksam.

Die Verwandten ließen Fräulein Evi anständig begraben. Sie hatten sie auch im Leben niemals ganz fallen lassen.

Der Prediger hielt eine schöne Rede, in der er das sanfte, hilfreiche Wesen der Verstorbenen pries. Etwas Vorsichtiges lag in seinen Worten, eine milde Schonung der Familie gegenüber und auch in Bezug auf die Beurteilung der Toten.

„Nur Gott allein kann in das Verborgene schauen,“ so deutete er an, „laßt uns darum nicht verdammen. Eines wollen wir festhalten: sie hat viel geliebt — und wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden.“

Die Verwandten, Männer in guten Lebensstellungen, beugten ihre schwarzen Gestalten und warfen mit ernsten Gesichtern eine Handvoll Erde auf den Sarg. Das klang jedesmal wie ein dumpfes, zorniges und doch gleichgültiges Poltern, womit der Entschlafenen Lebewohl gesagt wurde. Die Frauen in ihren Kreppschleiern weinten. Aber zu Hause hingen sie die schwarzen Hüte für den nächsten Sterbefall in den Schrank; denn eigentlich war Evi doch nur entfernt verwandt gewesen, und länger brauchte man durch seine Trauer nicht an diese Verwandtschaft zu erinnern.

* * *

Vor zweiundzwanzig Jahren saß Evi an dem Sterbelager ihrer Mutter. Das Mädchen war nicht mehr jung, aber doch nicht alt, und verlor in dieser Nachtstunde bei dem trüben Schein der verhängten Lampe das einzige Geschöpf, für das sie gelebt und das sie geliebt hatte. Je notwendiger ihre Fürsorge ihrer Mutter geworden war, desto mehr hatte sich die töchterliche Pietät in ihr zu angstvoller Zärtlichkeit verwandelt, und darüber verlor sie endlich das Verlangen nach leidenschaftlicheren Freuden. Gefallsüchtig war sie nie gewesen, aber sie hätte natürlich gern geheiratet und ein Kindchen gehabt.

Mitunter wunderte sie sich, daß kein Mann sich die Mühe gab, sie in ihrem verborgenen Dasein aufzusuchen, denn ihre Mutter hatte ihr gelehrt, daß ein pflichttreues, häusliches Mädchen besser zur Ehe tauge,

als andere. Trotz eines inneren Widerspruches glaubte sie das auch sehr lange.

Nun lag die Zukunft vor ihr wie ein dunkler, luftleerer Raum.

Als das Röcheln, dem sie zitternd lauschte, plötzlich aufhörte, noch eine zuckende, tappende Bewegung der alten Frau und ein Atemzug erfolgte und dann alles still war, stand Evi eine Weile stumpf und betäubt und starrte auf das eingefallene Gesicht mit dem offenen Munde. Ein Frieren ergriff sie, daß ihr die Zähne gegen einander schlugen. Und dann schrie sie laut auf in ihrer großen Angst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie wollte nun für andere leben.

Ein paar verheiratete Freundinnen baten das trauernde Mädchen, recht viel zu ihnen zu kommen.

„Sieh mal, da sind unsere Kinder! Du weißt nicht, was solche kleinen Geschöpfe für ein Trost in jedem Kummer werden können. Mit ihren süßen Schwatzmäulchen, mit ihrer unbekümmerten Fröhlichkeit sind sie unser ganzes Glück! Habe sie lieb — beschäftige Dich mit ihnen! Du bist uns eine Hilfe und Dir wird der Verkehr mit ihnen gut thun.“

Evi folgte diesem Rat. Sie hatte eine Sehnsucht nach Kindern und verstand gut mit ihnen umzugehen. Die kleine Gesellschaft hing bald mit Zärtlichkeit an ihr. Das hatten die Mütter nicht gemeint. Sie nahmen wohl gern die Liebe und die Zeit und die Geduld dieses einzelstehenden Mädchens für ihre Kleinen in Anspruch — aber die Liebe der Kinder

gehörte doch ganz allein der Mutter, die wollten sie doch nicht mit jemand teilen!

Als Evi dies fühlte, überkam das alte Verlangen nach einem eigenen Kinde sie mit einem neuen gewaltsamen Schmerz. Sie beneidete nicht nur die Frauen aus der guten Gesellschaft, die sich im Besitz eines Hausstandes und einer Familie befanden, ihr Neid umschlich mit einer scheuen Gier zuletzt jede arme Dienstmagd, jedes verkommene Weib, das sich Mutter nennen durfte. Zuletzt faßte sie den Entschluß, ein Kind zu adoptieren.

Bei Lebzeiten ihrer Mutter wäre das ja nicht angegangen. Aber nun hatte sie Zeit und Geld genug. Fünfhundert Thaler jährlich, damit konnte sie ein kleines Geschöpf schon hegen und pflegen. Sie selbst hatte wenig Bedürfnisse. Irgend eine Scheu jedoch hinderte sie, ihren Plan den Verwandten mitzuteilen. Bei einer leisen, vorsichtigen Andeutung hatten diese sofort von überspannten Ideen gesprochen. Evi konnte sich also denken, daß sie deren Spott zu tragen haben würde.

Aber wie konnte das in die Wagschale fallen gegen das große, große Glück, das sie genießen würde, wenn sie nur den Mut hatte, ein kleines, fremdes, hilfloses Wesen an ihr einsames Herz zu nehmen. Ganz, ganz klein mußte es sein, und beide Eltern mußten tot sein, damit sie es allein für sich haben konnte.

Evi beschäftigte sich noch mit diesem Plan wie mit einem Lieblingsspielzeug — da stand plötzlich —

erschreckend plötzlich — seine Erfüllung vor ihr. Sie brauchte nur zuzugreifen. Und sie griff zu!

Bei einer Reise ins Gebirge war's. Die Mutter, ein Fabrikmädchen, war während der Geburt gestorben, der Vater unbekannt. Das Würmchen wurde von der Gemeinde zur Pflege ausgeboten.

Evi nahm das verlassene Menschenwesen in ihre freudezitternden Arme. Und wie zaghaft und wonnetrunken sie es küßte, als sie es zum ersten Mal allein auf dem Schoße hielt! Sie zog ihm gestrickte Jäckchen an und setzte ihm Mützchen auf, die sie selbst einmal getragen und die ihre Mutter sorgsam bewahrt hatte. Aufmerksam ließ sie sich von der Wartefrau, vom Arzt in der Kinderpflege unterrichten. Mit welchem Entzücken sprang sie des Nachts mit nackten Füßen an die Wiege, wenn das Kleine schrie oder sich auch nur bewegte.

Ein paar Wochen blieb sie noch auf dem Dorfe, wo sie ihren Schatz gefunden hatte, wo man sie pries und die Frauen über sie lachten, aber gutmütig zustimmend lachten. Dann kehrte sie freudestrahlend und von einem kräftigen Stolz erhoben an ihren früheren Wohnort zurück.

Hier war die Verwunderung und die Mißbilligung sehr groß. Ihre Verwandten machten ihr ernste und sarkastische Vorstellungen. Was sollten die Leute denken?

„Mein Leben liegt klar vor aller Augen," sagte Evi und lächelte beinah.

Sie behielt das Kind trotz aller Bemühungen, es ihr zu verleiden, trotz aller Schwierigkeiten, die ihr der Staat machte. Oft schien es ihr fast, als wäre diese Gewalt im Verlauf der Weltgeschichte nur darum zu einer so großen Machtvollkommenheit gediehen, damit sie jetzt ihre weitläufige Maschinerie in Bewegung setzen konnte, um dem winzigen Waisenkindchen die warme Stelle auf ihrem Schoß und an ihrer Brust streitig zu machen. Man kannte das arme Mädchen schon in allen Amtsstuben, und ein witziger Kopf gab ihr den Spitznamen: die jungfräuliche Mutter.

* * *

Als das Kind — es war ein Mädchen — ungefähr ein Jahr alt wurde, bekam es Skrofeln und einen bösen Ausschlag.

„Schlechte Säfte, verdorbenes Blut," sagte der Arzt. „Geben Sie das Kind fort, Sie werden keine Freude daran erleben."

Evi senkte die Augen, antwortete nicht und nahm den Kampf mit dem Krankheitsgift, welches die Entwickelung des kleinen Körpers hinderte, auf. Wenn sie alle Kräfte ihres Leibes, ihres Geistes, ihres Herzens daran setzte, mußte sich dieses schreckliche Erbe von Elend und Not besiegen lassen!

„Da sieht man, was daraus entsteht, wenn eine alte Jungfer sich mit Kinderpflege abgeben will!" riefen Evis verheiratete Freundinnen. „Sie wird den armen Wurm noch völlig zu Grunde richten!"

Sämtliche junge Frauen waren einig in der Ansicht, daß Evi ohne den Trauring und die Qualen der Geburtsstunden kein Recht auf Mutterglück und Muttersorgen habe. Es war einfach lächerlich, wenn sie sich dieselben anmaßte.

Evi hatte keine Zeit, auf den sonderbaren Haß, der ihr da plötzlich entgegensprühte, zu achten. Die kleine Lina mußte Salzbäder nehmen, sie mußte Kuren aller Art durchmachen. Dazu reichten die fünfhundert Thaler bei weitem nicht. Evi übersetzte für Journale, sie stickte und nähte für Weißwarengeschäfte. Sie suchte durch diese verschiedenen Verdienstquellen, die einzelstehenden Damen geöffnet sind, ihre Einnahmen zu vergrößern, und die Demütigungen und Abweise, die damit verknüpft sind, nahm sie ruhig in den Kauf.

„Ich glaube wahrhaftig, das Kind bleibt am Leben und gedeiht,“ sagte der Arzt. „Eine Pflege, die das möglich macht, ist bewundernswürdig! Und das alles für ein fremdes Kind!“

„Ob da nicht doch die Natur sich verraten hat?“ fragten die Männer im Klub. Der Doktor zuckte die Achseln. „Man sollte eine so große Aufopferung sonst nicht für möglich halten.“

Die kleine Lina bekam rosige Wänglein, dralle weiße Glieder, sie lernte laufen und endlich auch sprechen. Sie sollte ihre Pflegerin Tante nennen.

Zuweilen, in der Morgendämmerung, wenn Evi der Kleinen den Gefallen that, sie zu sich ins Bett zu nehmen, und diese sich, warm wie ein junges Vögelchen und noch halb schlaftrunken, so recht wohlig an ihrem

Herzen einnistete, wenn das nüchterne Tageslicht noch nicht durch die Gardinen drang und Evi sicher war, daß kein Mensch auf der Welt sie hören konnte, dann flüsterte sie der kleinen Lina zu: „Sag' Mama!“

Und das Kind umfaßte Evis Hals mit seinen Ärmchen, drückte sich mit seiner ganzen kleinen Kraft fest an sie, sah sie schelmisch an und hauchte ihr ins Ohr: „Mama!“

Über des Mädchens Antlitz flossen dann lautlos die Thränen herab und sie küßte das fremde Kind hundert- und hundertmal.

* * *

„Du wirst das Ding doch nicht etwa in die höhere Töchterschule bringen?“ sagten die Verwandten. „Welche Verwöhnung! Erziehe es seinem Stande gemäß zu einer ordentlichen Dienstmagd!“

„Hat meine Mutter mich zur Dienstmagd erzogen?“ fragte Evi.

— — Als die kleine Lina älter wurde, begann sie ihrer Pflegemutter zu klagen, daß die Leute wunderliche Fragen an sie stellten, die sie oft nicht beantworten könne. Und sie wollte wissen, wer ihre Eltern gewesen.

„Arme Leute, sie sind längst gestorben,“ antwortete Fräulein Evi. Lina schien ihr noch zu jung, um ihren Frohsinn durch die genaue Wahrheit über die Verhältnisse zu trüben.

— Niemand hatte Evi mit deutlichen Worten gesagt, daß sie ein Gegenstand des Tadels oder des

Mitleids sei und nur von einigen Personen wegen ihrer Vorurteilslosigkeit hochgeschätzt werde. Frauen, deren Stärke in der Kraft ihres Empfindungslebens liegt, haben ein sensitives Ahnungsvermögen für dergleichen. Evi hätte nicht sagen können, ob das Mitleid, der Tadel oder die Hochschätzung wegen Vorurteilslosigkeit sie am peinlichsten verwundete. Gern hätte sie sich ganz zurückgezogen.

Aber Lina brauchte Freundschaften, Geselligkeit und Freude. Wenn sie die Treppe hinaufstürmte, ihre Schulmappe hinwarf und ihrer Pflegemutter um den Hals fiel, dann mit weißen Zähnen in ihr Butterbrot biß und lachte — die Leute konnten es durch die geschlossenen Fenster auf der Straße hören — und dabei zutraulich über hunderttausend verschiedene Dinge schwatzte, die ihr gerade durch den Sinn fuhren — dann strömte von ihr das Glück frisch und warm über Evi, wie die Luft eines sonnigen Maimorgens.

Und Fräulein Evi dachte stolz: Die wird die Männer anders bezaubern, als ich es gekonnt! Daß die heiratet, dafür ist mir nicht bange!

Eines Abends ertappte Fräulein Evi Linchen auf der Treppe im Arm eines Schülers mit einer blauen Mütze, der sie gerade auf den Mund küßte.

Fräulin Evi hegte die hohe Achtung vor der wahren Liebe, die all den Frauen eigen, denen Männerliebe ein unerprobtes Ideal geblieben ist. Sie sprach sehr ernst und eindringlich mit Lina. Das Mädchen sollte sich nicht wegwerfen. Sie wurde von der Zeit an ein wenig strenger und kälter gegen ihre Pflegetochter. Sie

fühlte, daß da etwas Fremdes sich entwickelte, wofür sie kein Verständnis besaß.

Lina war kaum erwachsen, als sie auch schon unaufhörlich zu Schlittenfahrten, Tanzfesten und Landpartien eingeladen wurde. Ihre Pflegemutter war oft erschrocken über die kecke und unhöfliche Weise, mit der Lina alte und junge Männer behandelte. Aber das schien diesen gerade gut zu gefallen.

Zum Heiraten kam es dabei immer noch nicht. Da war ein Herr von mittleren Jahren, der sich sehr um Lina bemühte. Er hieß der „Australier", weil er „drüben" irgendwo einmal eine Farm besessen hatte, und war ein schöner, auffallend gekleideter Mann. Evi gefiel er nicht, aber das junge Mädchen hatte ihn augenscheinlich gern, wie gern, vermochte Evi nicht recht zu ergründen. Plötzlich kam es ihr zu Ohren, daß Lina den Australier in dem Hotel, wo er wohnte, besucht habe. Evi konnte kaum die Treppen heraufkommen, nachdem sie dies von einer Freundin auf der Straße gehört hatte. Sie taumelte förmlich ins Zimmer, wo Lina in ihrer frischen, derben Schönheit sie über den Kaffeetisch hinüber lachelnd begrüßte.

„Tante, ist Dir etwas?"

„Nein — nein!"

Es wurde Lina unbehaglich. Herausfordernd fragte sie: „Was ist denn nur geschehen?"

Nun gab es eine Scene — viel, viel heftiger als jene frühere.

Anfangs leugnete Lina, doch nur kurze Zeit, dann schwieg sie verstockt und bekannte dann durch kurze

zornige Einwürfe mehr, als ihre Pflegemutter gemeint, geahnt, gefürchtet hatte. Und dann verteidigte sie sich gar nicht mehr. Sie stand am Fenster und starrte trübselig auf die Straße.

Evi ließ ihre heißgeweinten Augen zu ihr wandern und wiederholte vor Schrecken stumpfsinnig immerfort vor sich hin: „Wie war denn das möglich? Wie konnte denn das geschehen?“

Und wieder erhob der große Jammer über ihr zerstörtes Lebenswerk und ihre verschwendete Liebe sich zu lauter Klage: „Du unglückliches Kind, wie konntest Du Dich so weit vergessen?“

„Das fragst Du?“ antwortete das Mädchen und ging an ihrer Pflegemutter vorüber aus dem Zimmer.

*　　　*
*

Nach Stunden und Tagen, die in einem feindlichen Schweigen zwischen beiden verronnen waren, trat Evi zu ihrer Pflegetochter. Sie hatte sich überzeugt, daß dieser Vorfall wie eine Krankheit aufgefaßt werden müsse, die vielleicht gleich jenem Kindersiechtum durch Geduld und Liebe und Vernunft überwunden werden könne.

„Lina,“ sagte sie, ich muß Dir einen Irrtum benehmen. Ich bin nicht Deine Mutter.“

Lina warf ihre schnellen, scharfen Blicke über das alte Fräulein. „Alle Leute sagen es doch,“ stieß sie hervor.

„Was die Leute reden, ist hier gleichgültig. Du solltest mir glauben. Ich habe ein fleckenloses Leben hinter mir. Darum habe ich das Recht, Dich für Deinen Leichtsinn zu strafen. Ich könnte Dich fortschicken und mich nicht mehr um Dich bekümmern. Aber ich will Dir nicht Deine Zukunft verderben. Wir wollen beide vergessen, was geschehen ist. Ich will Dich mit mir in eine andere Stadt nehmen. Dort kannst Du, wenn Du gezeigt hast, daß Du ein anständiges Mädchen sein willst, Dich später doch noch verheiraten und eine glückliche Frau werden."

„Heiraten!" rief Lina. „Wer wird mich denn heiraten?" Sie lachte laut und hart. „Wer hat denn solche Absichten mit mir? Bin ich nicht immer als eine Ausnahme behandelt worden? Ich habe es ja doch gesehen, wie wenig geachtet ich bin und wie sich die Männer mir gegenüber so viel mehr erlauben als gegen andere Mädchen. Schon, als ich noch ein halbes Kind war .... Ich wollte es Dir nicht sagen ... Du — Du warst ja doch meine Mutter!"

„Ich bin nicht Deine Mutter. Hier sind die Papiere, die Deine Geburt feststellen."

Lina sah flüchtig die Aktenstücke durch, sie hatte nicht viel Interesse daran. Sie dachte an Morgendämmerungsstunden aus ihrer ersten Kindheit und an die Thränen, die ihre Pflegemutter über sie geweint.

Fräulein Evi fragte, ob Lina sich überzeugt hätte.

„Ja, ja — das wird ja immer so gemacht ..."

„Lina —! So etwas hast Du nicht von Dir selbst!"

Lina wurde rot. „Jetzt willst Du mich natürlich verleugnen,“ murmelte sie undeutlich.

Fräulein Evi hatte sie verstanden. Sie schwieg wie vor einem unabwendbaren Verhängnis.

— Am Abend war Lina verschwunden. Sie hatte mit dem Australier die Stadt verlassen.

— Fräulein Evi lebte noch einige Jahre. Es ist selten, daß ein Schmerz die Menschen mit dem ersten gewaltigen Schlage fällt. Meist bohrt er heimlich und tückisch, bis er irgendwo eine schwache Stelle findet, von der aus er das Leben zernagen kann. Dann dauert es freilich nicht mehr lange und es heißt, derselbe Mensch sei an dieser oder jener Krankheit gestorben.



Der Hätschel-Sünder.

Novelle.



„Wen holst Du denn, Andres?“

„Den Bruder unsrer Frau, den Türken!“

„Türke —? — I wo?“

„Sie sagen ja, er wäre Türke, oder Pascha oder so etwas,“ brummte der alte Kutscher. „Soll's ja weit gebracht haben.“

Der Zug brauste heran. Er hielt eine Minute; eine Bauerfrau mit vielen Körben und ein großer, schlanker Herr entstiegen ihm. Aus dem Gepäckwagen wurden ein Koffer und eine Hutschachtel unsanft zur Erde befördert. Dann ging es weiter mit Pfeifen, Zischen und Rasseln.

„Onkel Hubert, Onkel Hubert!“ riefen ein paar Knaben und stürzten dem Reisenden entgegen, ihm neugierig ins Gesicht starrend, während er sie küßte.

Der Gepäckträger blieb, nachdem er den Koffer auf den Wagen gehoben und seinen Lohn dafür empfangen hatte, am Schlage stehen, um den Fremdling ordentlich in Augenschein zu nehmen.

Ein Pascha — ein Türke —! Dergleichen hatte man hier noch niemals gesehen.

„Guten Abend, Herr Pascha,“ sagte der alte Andres respektvoll, den Cylinderhut lüftend.

„Na, na, Andres, noch immer auf dem Damm?“ Der Ankömmling blickte freundlich in das rotbäckige Gesicht, welches ihn vom Bock der ehrwürdigen großen Kutsche herunter anlachte.

Er fühlte etwas Rührung. Es war doch angenehm, aus diesem dummen, verwirrten, aufregenden Leben da draußen in den Schoß der Familie heimzukehren.

— Die Sonnenrosen standen schwarz und erfroren in dem kleinen Bahnhofgarten. Der Herbstwind schüttelte die letzten roten Blätter von den Ahornbäumen an der Chaussee und flog sausend über die Stoppelfelder, wo es nichts mehr zu zerstören gab. Der Pascha schlug den Mantelkragen in die Höhe und wickelte sich vorsichtig in seine englische Reisedecke. Durch die Glieder zuckten ihm die Scherzen der beginnenden Gicht. Auch fühlte er seine Leber wieder. Karlsbad hatte doch wenig genützt.

— Je nun, man lebt eben nicht ungestraft.

Hoffentlich heizten seine Verwandten schon.

Er war nicht ohne Sorge über den Empfang gewesen, den ihm Schwager und Schwester bereiten würden. Zwar besaß er ein starkes Vertrauen zu der Macht seiner Persönlichkeit, aber er wußte auch, daß sie gewisse Dinge über ihn erfahren hatten, welche im allgemeinen der verwandtschaftlichen Liebe nicht besonders zuträglich sind. Seit er jedoch das respektvolle „Guten Abend, Herr Pascha“ des alten Kutschers gehört, sah er dem Kommenden beruhigt entgegen. Daß man ihm seine Neffen zur ersten Begrüßung

geschickt hatte, war sogar ein überraschender Vertrauensbeweis.

Die beiden Knaben hielten achtungsvoll das Handgepäck des Onkels auf den Knieen: ein buntes Luftkissen, die Reisetasche und in ein langes Paket zusammengeschnürt einen Stock, dessen Knopf mit Türkisen verziert war, eingelegte Pfeifenrohre und eine Peitsche aus Nilpferdhaut.

Alle diese Dinge strömten denselben ausländischen Geruch aus, der den Kleidern des Onkels und seinem roten Fez anhaftete und der die pommerschen Landjungen mit immer steigender Bewunderung förmlich berauschte.

— Ob der Onkel mit der Nilpferdpeitsche wohl schon Sklaven gezüchtigt hatte?

* * *

Hubert Reißner war in seiner Jugend das schwarze Schaf der Familie gewesen. Nachdem seine Mutter durchaus nicht mehr wußte, was sie mit dem faulen, leichtsinnigen und doch so liebenswürdigen Burschen anfangen sollte, nahm ihn der Mann ihrer Tochter in sein Geschäft. Er that es gern. Denn da er genötigt war, oft längere Reisen zu unternehmen, hoffte er sich an dem Verwandten eine Stütze für die Zeiten seiner Abwesenheit heranzubilden. Man hatte ihm zwar einige von den tollen Streichen des schönen Hubert erzählt, andre aber verschwiegen. Man mußte den armen Jungen doch schonen. Der ältere Schwiegersohn, der,

weil er die Mutter in seinem Hause hatte, in dem Geheimnis von allem war, billigte diese Taktik vollkommen. Er meinte: Huberts Selbstbewußtsein würde leiden, wenn er den stillen Vorwurf gegen sein Leben beständig in den Augen seiner Umgebung lesen könne. Auch würde eine zu große Offenheit Schwager Wichern vielleicht bedenklich machen, Hubert in seinem Kontor zu beschäftigen.

Es schien ein glücklicher Griff gewesen zu sein. Hubert machte den Eindruck, als sei er fleißig und zufrieden. Abgesehen von den kleinen Summen, die ihm seine Familie hin und wieder zukommen ließ, verlangte er nicht nach Geld. Das war ein sehr angenehmer Zustand.

Als mehrere Jahre vergangen waren und Hubert bereits die Stelle eines Prokuristen im Kontor einnahm, entließ sein Schwager ihn ganz plötzlich. Und es geschah während des Krieges, wo er sich doch denken konnte, daß es für einen jungen Mann schwer sein mußte, eine andere Stellung zu erhalten.

Er gab der Familie niemals einen Grund für seine Handlungsweise an, und darum hatte diese gewiß ein Recht, ihn für grausam und launenhaft zu halten.

Hubert mußte nun notgedrungen einige Monate bei seiner Mutter, im Hause des Oberamtmann Tannenhofer zubringen. Durch sein liebenswürdiges, sanftes Wesen und seine düstere Melancholie über die aufs neue gescheiterten Lebenshoffnungen macht er sich auf dem Gute viele Freunde. Als er endlich abreiste, um sein Glück in der Türkei zu versuchen, vermißte die alte Mutter seine leisen Handküsse und seine zarten

kleinen Aufmerksamkeiten. Sein Schwager vermißte ihn bei der Jagd und Schwester Karoline als Begleiter zu ihrem Gesange. Seine Nichte Elisabeth weinte ihm stille Thränen nach und das Stubenmädchen weinte noch viel schmerzlicher, aber sie ließ es ihre Herrschaft nicht merken.

Hubert sagte stets, wenn auf seine plötzliche Verabschiedung tadelnd die Rede gebracht wurde, der Schwager Wichern habe sich in den Kriegszeiten mit dem Personal einrichten müssen, es gehe ihm nicht so gut als es scheine. Doch meinte man, dann hätte er mit der Entlassung von Fremden den Anfang machen sollen. Die Familie müsse gerade in schweren Tagen doppelt zusammenhalten. Welche Versprechungen hatte er der Schwiegermutter nicht gegeben, als ihm Hubert anvertraut wurde. Und wie hatte er sie nun gehalten?

Huberts Andeutungen bestätigten sich, als der Kaufmann Wichern nicht allzu lange darauf starb. Außer einer geringen Lebensversicherung fand sich fast kein Kapital vor, von dem seine Witwe mit den Kindern hätte leben können. Das war unbegreiflich bei dem blühenden Zustande seines Geschäftes. Er mußte sehr über seine Verhältnisse gewirtschaftet haben.

Seine Frau zog, um doch einen Anhalt in ihrer traurigen Lage zu haben, nach dem Dorfe, in welchem Karolinens Mann die königliche Domäne gepachtet hatte. Sie war von ihrem Gatten stets außerordentlich verwöhnt worden. Das viele Unglück, welches über sie hereinbrach, machte sie verwirrt und fassungslos. Sie bemerkte nicht einmal, wie die Familie ihr schonend

andeutete, es wäre vielleicht besser, sie wähle einen anderen Wohnsitz, wo ihre Kinder und sie selbst nicht den beständigen peinlichen Unterschied zwischen der Dürftigkeit, die auf sie wartete, und der auf dem Amtsgute waltenden Wohlhabenheit empfinden würden.

Oberamtmann Tannenhofers waren eine solide und noch streng christlich denkende Familie. In den Städten und auch bei der Regierung herrschte jetzt zwar eine liberalere Richtung, aber der Oberamtmann wußte doch, daß es von oben her gern gesehen werde, wenn „das Land" treu an alten Sitten und am alten Kirchenglauben hing. Der ehrenfeste und in dem Rufe großer Wohlthätigkeit stehende Oberamtmann genoß eine besondere Achtung in der Provinz. Sein Rat und sein Urteil wurden oft eingeholt und sehr hoch geschätzt. Er hielt es daher für seine Pflicht, mit diesem ernsten und klugen Rate auch seiner Schwägerin in den Zeiten der Trübsal zur Seite zu stehen.

„Wie es auch immer gehe, liebes Klärchen," sagte er zu ihr, „Du mußt durchaus mit Deinen Renten auskommen. Laß Dich durch keine Umstände dazu verleiten, jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das ist der Anfang des unausbleiblichen Ruins."

Wieviel die Renten seine Schwägerin betrugen, wußte der Oberamtmann zwar nicht genau, aber das ging ihn ja auch nichts an. Er wollte sie nur einmal eindringlich auf die Folgen ihrer bisherigen leichtsinnigen Lebensführung hinweisen. Die Bücher seines Schwagers hatten sich in einer so merkwürdigen Unordnung gefunden, daß er es nicht unterlassen konnte, dies noch besonders zu erwähnen.

Bis dahin hatte die Witwe geschwiegen. Sie hegte denselben Respekt vor ihrem Schwager, wie die meisten anderen Leute und war zu müde, um viel von seinen guten Lehren zu begreifen. Als er aber auf die Geschäftsverhältnisse ihres Gatten zu sprechen kam, begann sie ihm mit zitternder Stimme eine Geschichte zu erzählen, die er zwar nicht ganz und gar verstand — (er fragte auch nicht sehr nach den Einzelheiten) die ihn aber schweigsam und nachdenklich, ja fast ein wenig verlegen machte.

Seine Frau befahl danach ihren Kindern, den Namen von Onkel Hubert nicht mehr so viel wie bisher vor Tante Klärchen zu nennen.

Das war aber nun schon viele Jahre her. Wenn Hubert sich manches hatte zu Schulden kommen lassen, mußte doch seitdem eine völlige Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sein. Er hatte eine gute Carriere gemacht. Einen so hohen Posten wie den eines Paschas in der Türkei würde man jedenfalls nur einem Manne anvertrauen, in dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit man volles Vertrauen setzte.

Herr Tannenhofer trat eines Tages mit einem Briefe Reißner Paschas in der Hand zu seiner Frau und teilte ihr in seiner überlegten und würdigen Sprechweise mit, ihr Bruder Hubert beabsichtige in diesem Sommer seiner geschwächten Gesundheit wegen Karlsbad aufzusuchen, und dann fuhr er fort:

„Ich denke, wir laden ihn ein, seine Nachkur bei uns zu halten!“

Seine Frau sah mit freudiger Überraschung zu ihm auf, griff nach seiner Hand und küßte sie. Karoline war so froh, daß ihr Mann endlich die Milde über sein strenges Rechtlichkeitsgefühl siegen ließ.

„Es wird ja freilich das arme Klärchen wieder sehr aufregen; sie nimmt alle Dinge so leidenschaftlich," sagte der Oberamtmann bedächtig.

Seine Frau unterbrach ihn:

„Sie soll ihren Groll überwinden und vergeben lernen. Ich meine, Adolf, wir müssen ihr dazu Gelegenheit geben."

Frau Tannenhofer fühlte eine ihrem ruhigen, glücklichen Naturell sonst ganz fremde Aufregung bei der Aussicht auf Huberts Besuch. Sie hatte ihren Bruder immer sehr lieb gehabt, wenn ihr Mann und Kinder auch natürlich vorgingen. Darum hatte es sie oft beunruhigt, ihn in einem Lande zu wissen, wo er in keine Kirche gehen konnte. Die Missionare, die sie gern bei sich beherbergte, wußten stets viel von den Schäden und Lastern zu erzählen, die unter den ungläubigen Völkern im Schwange gingen. Hatte sich Hubert immer ganz frei davon gehalten?

Ein Gedanke quälte sie schrecklich: sie hatte einmal gehört, daß der Sultan besondere Ehren auf diejenigen häufe, welche ihren Glauben verleugneten, und in aller Form den falschen Propheten Mohammed anbeteten. Und ihr Bruder war Pascha geworden . . .

Es war gewiß eine Fügung des Heilandes, daß er Hubert gerade jetzt in sein Vaterland zurückführte,

in ein christliches Haus, dessen Einfluß auf ihn nicht verloren sein würde.

Es sollte ihm recht behaglich, recht heimisch gemacht werden. Er sollte sich wohl fühlen, wie zu der Zeit, da seine teure Mutter noch lebte. Wie gut war es, daß Elisabeth gerade anwesend war. Ihr Mann stand im Manöver. Elisabeth hatte immer viel Einfluß auf ihren Onkel gehabt. Frau Tannenhofer aber fühlte sich im Eifer für das Himmelreich völlig eins mit ihrer Tochter.

Wenn Hubert nur die Einladung ihres Mannes annehmen würde. Möglicherweise glaubte er, sie hätten Klärchen zu dem thörichten Prozeß bewogen, den diese vor einiger Zeit gegen ihn angestrengt hatte. Dabei wußte ihr Mann nicht einmal etwas von Klärchens Absichten. Natürlich kam es auch, wie er es seiner Schwägerin vorausgesagt hatte: sie mußte ihre Klage wegen Mangel an dem nötigen Gelde zur Durchführung ihrer Sache zurückziehen. Es war recht häßlich von Klärchen, eine so unangenehme Familiengeschichte an die Öffentlichkeit ziehen zu wollen.

Frau Tannenhofer fragte ihren Mann, ob er in seinem Brief nicht die zwischen ihm und der Wichern bestehende Meinungsverschiedenheit über diese Sache erwähnen könne. Es wäre doch schade, wenn der Besuch des Paschas an einem Mißverständnis scheitern sollte. Der Oberamtmann hatte es bereits erwähnt.

*　　*　　*

Sie empfingen den lieben Fremdling alle unten in der hohen gewölbten Hausflur. Voran die runde Frau Tannenhofer mit ihren freundlichen braunen Augen, neben ihr die zarte, ein wenig blasse junge Frau Elisabeth, ihr jüngstes Baby auf dem Arm. Dann der Oberamtmann selbst, seinen ältesten Enkel an der Hand führend und ein paar von Klärchens Kindern, die zufällig anwesend waren. Es machte sich hübsch: der stattliche Familienkreis und im Hintergrunde die alten treuen Dienstboten. Nur das Stubenmädchen von damals war nicht mehr dabei; sie hatte sich des Dienstes in einem soliden christlichen Hause unwürdig gezeigt.

Reißner Pascha umarmte seine Schwester. Er war recht alt geworden, der volle Bart reichlich mit grau vermischt und die einst so glänzenden, verführerischen Augen tief in ihre Höhlen gesunken. Er sah abgemagert und krank aus, der Arme. Einsam im fremden Land, ohne Lieben, ohne Familie . . . . Es war doch hart.

Er wurde ganz still, so sehr bewegte ihn der Empfang. Schweigend küßte er Elisabeth die Hand. Dann sah er sie traurig an und küßte das kleine Händchen des rosigen Kindes auf ihrem Arm ebenfalls.

— „Die hätte er gern gehabt,“ sagte im Hintergrunde der alte treue Diener zur Mamsell. „Wissen Sie noch, wie die Beiden immer in der Bibliothek zusammen steckten? — Aber nichts haben und nichts sein! — Für solche Leute hat unser Herr nichts übrig.“

— — Wie es eigentlich gekommen, wäre schwer zu ergründen gewesen: — für niemand in dem ganzen großen Gutsgebäude war es schon am folgenden Morgen ein Geheimnis mehr, daß der Pascha eine sehr dunkle Vergangenheit hinter sich habe. Man hatte gesehen, daß Frau Tannenhofer bitterlich weinte, nachdem ihr Bruder sich in das nach dem Park gelegene beste Logierzimmer zurückgezogen hatte. Es war ein starker Beweis von dem Ernste des im Hause waltenden Christentums, daß seine Verwandten den Pascha so liebevoll aufnahmen.

Worin sein Verbrechen eigentlich bestand, wußte zwar niemand, nicht einmal der Hauslehrer und die alte Gesellschafterin, welche das Gnadenbrot erhielt. Aber das hatte eben doppelten Reiz und bot der Phantasie und dem Gespräch um so reicheren Stoff. Es war eine höchst angenehme Anregung in der Eintönigkeit des Landlebens.

Es wehte eine so exotische Luft um den Pascha. Gewiß waren auch seine Jugendsünden von wilder, exotischer Art — wie man davon in Büchern las, freilich nicht in denen, welche die Frau Oberamtmann aus ihrer Bibliothek bisweilen unter ihre Kinder und Leute verteilte.

— Hatte der Pascha seinen interessanten alten Adam ganz abgestreift, oder würde auch hier etwas davon zu Tage treten? Überall machte sich eine gewisse freudig erregte Spannung bemerkbar. Jemand hatte behauptet, als Türke werde der Pascha sich auch wohl

einen Harem halten. Frau Elisabeth war diesem Gerücht entschieden entgegengetreten. Aber seitdem war ihre Phantasie zu ihrer eigenen Qual beständig angefüllt mit einem Chaos von Bildern weißer und brauner Weiber in seidenen Gewändern, mit goldenem Geschmeide an den nackten Armen, welche sie alle begehrend nach dem Pascha ausstreckten.

Elisabeth konnte sich deshalb auch nicht ganz reinen Herzens an den schönen gestickten Stoffen freuen, die Onkel Hubert für sie mitgebracht hatte. „Aus Erinnerung an alte liebe Freundschaft,“ sagte er leise, indem er sie ihr überreichte. Er sprach immer leise und mit einer gewissen Andacht zu ihr.

Ein echter persischer Teppich für das Wohnzimmer erfreute die Frau Oberamtmann. Wie hübsch von Hubert, daß es ihm eingefallen war, der alte grüne Teppich müsse nachgerade schäbig und verbraucht sein.

Dem Schwager, welcher aristokratische Neigungen pflegte, stellte er die Ankunft eines abessinischen Jagdhundes in Aussicht, und für die Neffen waren die Nilpferdpeitschen bestimmt. Für jeden hatte der Pascha gesorgt. Nein — mochte geschehen sein, was da wolle — sein Herz war weich und unverdorben geblieben! Und wie gut, daß es ihm so erträglich ging, wie diese schönen Geschenke es bewiesen!

Trotz der Unruhe und Zerstreuung, die das Auspacken und Empfangen der merkwürdigen ausländischen Gaben mit sich brachte, verlor Frau Tannenhofer ihren Zweck nicht aus den Augen. Sie hatte sich am Tage vorher bei dem Herrn Pastor Rat und in

manchem Gebete Kraft geholt und war übrigens eine Frau, die auch selbst sehr gut ihren Willen durchzusetzen verstand. Zwar war es nicht leicht, den Pascha ihren Söhnen, die wie Kletten an ihm hingen und ihn mit den seltsamsten Fragen nach den Sitten des Orients und den Abenteuern seines Lebens bestürmten, zu entziehen. Dennoch fand sie Gelegenheit, ihn schon am Tage seiner Ankunft zu einem Gespräch in ihrer Stube einzuladen.

Der Pascha folgte ihr gehorsam. Wenn er auch Miene machte, seine Neffen einzuschmuggeln, so ließ er sich doch bedeuten, daß dies jetzt nicht angehe.

Die Frau Oberamtmann schonte ihren Bruder nicht. Eindringlich, dabei ruhig und mit schwesterlicher Milde hielt sie ihm seine Sünde vor — die Sünde, die kein Richter gestraft habe, die aber darum nicht weniger bestehen bleibe, die nur durch Reue und Buße getilgt werden könne.

Sie weinte helle Thränen dabei, die gute dicke Frau Tannenhofer, denn es war doch furchtbar zu denken, daß ihres Bruders Gewissen von einer Schuld gemartert werde, die das Gesetz mit Zuchthaus bestrafte.

Und nicht von dieser allein! Sie deutete auch ein wenig auf jenes Mädchen hin, welches später traurig untergegangen war. — Wenn sie sich auch hätte selbst schützen müssen — ganz frei von Schuld konnte ihr Bruder nicht gesprochen werden. Vor dem Herrn, dem Allwissenden aber gilt allein die Wahrheit, die ganze Wahrheit!

Gott sei Dank, Hubert war nicht verstockt. Neben seiner Schwester auf dem Sofa, in ihrem behaglichen Arbeitsstübchen sitzend, bekannte er mit offnen männlichen Worten den vollen Umfang des Geschehenen, dessen ihn Klärchen angeklagt hatte. Er sprach es mit schmerzbewegten Worten aus, daß aller Erfolg, alles Glück nichts sei gegen ein reines, unbeflecktes Gewissen. Und er kniete, trotz der Gicht in seinen Füßen und seiner sonstigen Leiden, vor seiner Schwester Karoline nieder. Sie erinnere ihn so sehr an die selige Mutter, sagte er, nahm ihre Hände in die seinen, bedeckte sie mit Küssen und bat sie, ihm zu verzeihen.

„Wer das Vergangene nur wieder gut machen könnte,“ murmelte er mit gesenktem Kopf.

Frau Tannenhofer sah auf sein ergrautes lockiges Haar nieder. In der Mitte des Scheitels zeigte sich eine kahle Stelle. Es überwältigte sie, zu sehen, wie ein alternder Mann, ein Herr in einer hohen Stellung, dem die Welt ihre Ehren nicht vorenthielt, sich demütigte — nicht vor ihr — Gott wolle sie vor solchen Gedanken bewahren — sondern vor dem Herrn, den er beleidigt hatte. Aber verzeiht nicht Gott auch den größten Sündern? Ja gerade denen am liebsten?

Die Frau Oberamtmann fühlte fast einen gewissen Stolz darüber, daß die That ihres Bruders ein wirkliches Verbrechen war — als gäbe ihm das ein Anrecht auf einen besonders weichen, geehrten Platz im Himmel.

Ihr Innerstes war durchglüht von Liebe zu diesem Tiefgesunkenen. Sie richtete ihn mütterlich empor und drückte seinen Kopf an ihre volle, warme Brust. Sie vergab ihm von ganzem Herzen. Alles, alles vergab sie ihm.

Ihr lieber Bruder sollte den süßen Frieden der Kinder Gottes schmecken lernen.

Die Frau Oberamtmann forschte, wie es mit dem Glaubensbekenntnis des Paschas stehe. Zu ihrer großen Erleichterung erfuhr sie, daß er wohl recht lau, ja kalt diese vielen Jahre hindurch gewesen, aber doch niemals von dem Evangelium abgefallen sei. Er erklärte sich gern bereit, an dem Kirchgang und der Abendmahlsfeier am folgenden Morgen teilnehmen zu wollen.

Etwas zögernd begann Frau Tannenhofer damit herauszukommen, daß auch Klärchen sich anschließen werde. Die Brauen des Paschas zogen sich zusammen und er nahm eine Spitze seines Bartes zwischen die Zähne.

Aber Frau Tannenhofer fuhr mutig in ihrer Friedensmission fort:

„Ich habe Klärchen auch zu heut Abend eingeladen. Man soll die Sonne nicht untergehen lassen über seinen Zorn, und zwischen Euch dauert die Feindschaft nun schon jahrelang. Das darf unter Christen nicht sein. Der armen Frau wird es auch wohler werden, wenn sie Dir die Hand zur Versöhnung gereicht hat. Sie ist leider recht erbittert und trägt das ihr auferlegte Schicksal nicht mit der

nötigen Geduld und mit der Dankbarkeit gegen den Herrn für den Schatz, den er ihr noch gelassen hat, ihre gesunden Kinder."

Die Frau Oberamtmann hatte sich ganz heiß geredet. Aber es war nicht umsonst geschehen. Der Pascha äußerte sich bereit, Klärchen Wichern zu vergeben und Vergangenes zu vergessen.

„Ihr alle habt ja auch mir viel zu verzeihen," murmelte er undeutlich.

Etwas verlegen waren Männer immer bei dergleichen Scenen. Mehr konnte man nicht erwarten. Frau Tannenhofer war glückselig.

Es flog ihr durch den Sinn, daß sie Klärchen versprochen hatte, über eine Geschäftssache mit dem Bruder zu reden, sobald sich dazu Gelegenheit bieten würde. — Doch nein, — jetzt, in dieser heiligen Stunde, wo sie seine Seele dem Herrn entgegengeführt hatte, durfte nicht von schmutzigen Geldsachen die Rede sein.

— Das arme Klärchen — es war der Frau Oberamtmann immer unangenehm, daß sie so viel Wert auf das Geld legte, so kleinlich die Pfennige nachrechnete. Ach, wenn die Menschen doch nur einsehen wollten, daß der Herr den Seinen das Nötige im Schlafe giebt!

Frau Tannenhofers rundes, mütterliches Gesicht strahlte vor Freude, als sie, den Arm um die Schulter ihres Bruders gelegt, aus ihrem Arbeitszimmer wieder hinaus in die allgemeine Wohnstube trat.

Sie winkte ihrer Tochter Elisabeth innig zu. Gott hatte ihr eine Seele geschenkt und sie hatte ihren Willen erreicht.

* * *

Frau Wichern bewohnte die obere Etage bei dem Krämer im Dorf. In ihrem Wohnzimmer roch es nach Kohl, denn um die Feuerung zu sparen, kochte sie im Stubenofen. Außerdem dünsteten die wollenen Strümpfe und die Stiefel der Knaben, die an demselben trockneten, häßlich aus. Die Jungen machten am Tisch ihre Schularbeiten. Sie hatten der Mutter die Einladung ihrer Schwester Tannenhofer gebracht und sprachen eifrig über den Pascha.

„Ich erinnere mich noch, wie er bei uns im Hause war," sagte der eine wichtig.

„Mama, ich soll Tante Karoline Antwort bringen," sagte der andere. Er war begierig, den interessanten Onkel wiederzusehen.

Frau Wichern stand unentschlossen in der Mitte der Stube und sah immerfort auf einen Tintenfleck am Fußboden.

„Gehst Du, Mama?" fragte ihre Tochter, welche in derselben kleinen Stube Wäsche bügelte. Sie trug einen abgelegten grauen Regenmantel ihrer Cousine Elisabeth als Hauskleid. Es war ein Mädchen mit einem hübschen Kopf, aber so mager, daß ihre Glieder bei jeder Bewegung spitze, scharfe Ecken bildeten. Sie konnte den Kohl nicht vertragen. Und dann kaufte

die Mutter oft heimlich Pferdefleisch — die Jungen wußten es nicht, doch sie hatte es gemerkt und konnte nur wenig davon genießen.

Frau Wichern sah plötzlich nach der Wanduhr und fragte aufgeregt:

„Sind denn Schmidts Jungen nicht schon längst da?“

In diesem Augenblick polterten ihre beiden älteren Söhne, welche das Gymnasium in der Stadt besuchten, die Treppe draußen herauf. Sie stürmten zur Thür herein und Ludwig stürzte auf seine Mutter mit der Frage zu, ob er Zeichenstunde nehmen dürfe.

„Wie kommst Du denn darauf?“ fragte Frau Wichern streng. „Du sollst Dich nicht noch mehr zerstreuen.“ Ihre Stimme schlug um und wurde weinerlich. „Ihr werdet gewiß nicht versetzt, wenn Ihr Euch so viel herumtreibt. Und nun auch noch Zeichenstunde.“ . . .

„Der Klassenlehrer hat es mir selbst vorgeschlagen,“ sagte der Junge und wurde dabei rot vor Stolz. „Er meint, ich hätte Talent, ganz ordentliches!“

Frau Wichern sah ihren Sohn erschrocken an.

Wieder eine neue Schwierigkeit! Ja, in ihres Mannes Familie war Zeichentalent. . . .

Mißtrauisch und beinah feindselig starrte sie ihre Kinder an. Es würde doch nicht auch noch einer von ihnen Musikunterricht nehmen wollen?

— Wie sollte sie es denn nur möglich machen, sich durch alle diese Ansprüche, die an sie herantraten, hindurch zu ringen. Wenn sie abends todmüde im

Bett lag, fing sie an zu rechnen und zu überlegen, woran sie noch sparen könne. Dann rechnete sie und rechnete, bis sie in Schweiß gebadet dalag und die Zahlen vor ihren Augen förmlich Gestalt annahmen und um ihr Bett und an ihrem Gesicht vorübertanzten. Und wenn sie einschlief, waren die Zahlen wieder da und quälten sie. Sie sollte ihrem Schwager Tannenhofer vorrechnen — irgend etwas — sie wußte nicht was, sie konnte die Aufgabe nicht lösen, er aber sagte: „Vor allen Dingen, liebes Klärchen, hüte Dich, Dir jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das ist der Anfang vom Ruin.“ Dabei wußte sie, daß sie ihn eben um Geld ansprechen wollte.

— — Sie hatte es noch nicht gethan. Aber auch bei hellem Tage und klarem Verstande sah sie den Augenblick, wo sie es thun mußte, immer näher rücken.

— — „Ich habe Euch oft genug gesagt, daß wir nichts für Privatstunden übrig haben,“ antwortete sie ihrem Sohn. Ihr Gesicht nahm einen harten, eisigen Ausdruck an. Sie wußte sich nicht anders zu helfen und ging hinaus.

Ihre Tochter zog die Mundwinkel höhnisch herab.

„Davon hättest Du auch nicht anzufangen brauchen,“ sagte sie und fuhr mit dem Kohleneisen heftig über das geflickte Leinenzeug.

„Na, man versucht's doch,“ brummte der Junge und warf seine Bücher krachend auf den Tisch.

„Man versucht's doch,“ dachte das Mädchen bitter. Sie hatte ihre Mutter zu dem unglücklichen Prozeß

verleitet. Sie hatte sich eingebildet, Recht müsse Recht bleiben, und wenn sie nur etwas von dem Pascha herausbekämen, könne sie ihr Lehrerinnenexamen machen. Ihre Verwandten oben auf dem Gute meinten freilich, ein Mädchen finde im Hause am besten Gelegenheit zu nützen und brauche weiter keinen Beruf zu suchen. — Wenn es nur nicht so freudlos im Hause gewesen wäre.

Jetzt hatte sie sich längst in alles ergeben, und sah ihr ganzes Leben vor sich wie eine lange, eintönige, staubige Straße. Wenn ihre Brüder einmal in der Lage sein würden, für sich selbst zu sorgen, — dann war ihre Jugend vorüber. Das hatte sie sich oft ausgerechnet. Es war aber auch gleichgültig, denn es würde ohnedies kein Mann daran denken, sie zu heiraten.

Frau Wichern hatte ein Staubtuch genommen und begann, um einen Vorwand zu haben, allein zu bleiben, in ihrer besseren Stube die Möbel abzustäuben. Sie besaß noch eine bessere Stube mit einem roten Sofa und einem geschnitzten Schrank aus alter guter Zeit. Aber hier wurde nur geheizt, wenn ihre Verwandten vom Gute zu Besuch kamen. Es war jetzt, bei dem stürmischen Novemberwetter, so kalt darin, daß ihr die Finger erstarrten und ein unangenehmes eisiges Gefühl ihr den Rücken hinabkroch.

— Sie mußte einen Entschluß fassen. Dabei waren ihre Gedanken so müde und verwirrt, daß sie ganz sinnlos mit dem schmutzigen Tuch auf der gestickten Tischdecke hin und her rieb.

Dieses plötzliche Erscheinen ihres Bruders Hubert hatte alles Vergangene, das von der viel verlangenden Gegenwart allmählich in den Hintergrund gedrängt war, wieder aufgestört.

Ein dumpfes Erstaunen quälte die Witwe, daß man ihn oben auf dem Gute so freundlich aufnahm, ihn, der . . . .

Ach ja, es stand ja in der Bibel, man müsse vergeben — in der Bibel, aus der sie so oft Trost gefunden hatte, in den Stellen, wo von dem Versorger der Witwen und Waisen die Rede war, und von denen, die mit Thränen säen und mit Freuden ernten.

Ein weiches Gefühl überschlich sie. Hubert war doch ihr Bruder. Sie waren miteinander klein gewesen und nun waren sie alt und müde und er war krank . . . Wenn er nur zeigen würde, daß er etwas gut machen wollte!

— Wenn er nur nicht alles abgeleugnet hätte in jenem unglücklichen Prozeß. Und dazu den Vorwurf der unordentlichen Geschäftsführung auf ihren Gatten zu häufen! Und der Erpressung auf sie selbst! Ach, dieser Prozeß, wie oft hatte sie ihn schon bereut. Ihre Verwandten waren auch seitdem viel kälter gegen sie.

— Sie hatte ja nie geglaubt, die großen Summen zurückzuerhalten, die Hubert, als er bei ihnen im Geschäft war, nach und nach entwendet hatte, indem er den Namen seines Schwagers auf Wechseln und anderen Geschäftspapieren fälschte. Sie hatte

nur gemeint, nachdem er Pascha geworden sei, könne das Gericht ihn zwingen, ihr eine jährliche Unterstützung zukommen zu lassen, etwa hundert oder zweihundert Thaler. Das wäre ihr eine große Hilfe gewesen.

Aber es fand sich, daß ihr Mann die wichtigsten Beweise von der Schuld seines Schwagers vernichtet hatte. Und dazu ließ ihr der deutsche Botschafter in Konstantinopel vertraulich sagen, es sei vielleicht nicht gut, einen Mann zu einem Eide kommen zu lassen, der in dem Rufe stehe, zu seinem Vorteil jedes Mittel in Anwendung zu bringen.

Da gab sie die ganze Sache auf. Ihr Rechtsanwalt riet es ihr auch und meinte, bei einem gütlichen Vergleich würde sie besser fahren.

Sie wollte sich ja demütigen und noch einmal an alle die schrecklichen Dinge rühren, um ihrer Kinder willen.

Sie trat vor das Bild ihres Mannes, um sich Kraft zu holen. Sie sah hinauf in sein gutes Gesicht, aus dem die Augen klar herausblickten — Augen, die den Menschen vertrauen. Er hatte dem Bruder vertraut — um ihretwillen.

Die Thränen quollen ihr unter den Lidern hervor und liefen in den beiden langen grauen Furchen, die unzählige andere mit der Zeit dort gehöhlt hatten, die Wangen hinab zum Munde.

„Ich kann nicht! Ach Gott, ich kann nicht,“ murmelte sie in großer Seelenangst. Undeutlich fühlte sie, daß sie jede Hoffnung auf die Unterstützung werde

aufgeben müssen, wenn sie die Wünsche ihrer Schwester durchkreuzte.

Alles stand jetzt wieder deutlich vor ihr: der Tag, an dem sie die erste Nachricht erhielt, daß Hubert an der Börse spiele, als der erste Argwohn aufstieg. Damals verteidigte er sich: er benutze dazu das Geld, welches ihm seine Mutter geschickt habe. Dann die eilige Rückkehr ihres Mannes. Dann die Stunde, in der ihr Mann ihr die Mitteilung von dem Verbrechen ihres Bruders machte und in der er ihr zugleich sagte, daß es verborgen bleiben müsse, so lange ihre Mutter lebe. Die alte Frau würde die Schande ihres Lieblings nicht ertragen haben.

— Und dann die Zeit, die darauf folgte: das Ringen und Kämpfen, um die Verluste vor den Augen der Welt zu verbergen und das Geschäft über Wasser zu halten — die heimlichen Sorgen, bis die Kraft des Mannes untergraben war und er plötzlich dahinstarb in seinen besten Jahren. Sie wußte woran — sie wußte es.

„Getötet — Du hast ihn mir getötet!“ schrie sie auf und ballte die Fäuste. Erschrocken sah sie sich um, ob auch die Kinder nichts gehört hätten.

Sie seufzte und trocknete sich die Augen. Die Hände faltend und heftig zusammenpressend, blickte sie zum Himmel auf.

„Gott, Gott, ich kann ihm nicht vergeben, ich kann nicht,“ schluchzte sie. „Verlange es nicht von mir, ich kann nicht!“

* * *

Auf dem Gute herrschte nur Liebe und Frieden, Freude und Versöhnung. Eine sanfte Innigkeit, von der Frau Oberamtmann ausgehend, waltete unter allen Familiengliedern. Wollte man doch am folgenden Morgen gemeinsam zum Tisch des Herrn gehen.

Der Herr Pastor war zum Abend eingeladen. Eigentlich ging er am Sonnabend nicht aus, aber dies war ein besonderer Fall. Hatte nicht der Herr geboten, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen und hatte nicht in dem Gleichnis der Bibel der Vater selbst ein Festmahl hergerichtet zu Ehren des wiedergewonnenen Sohnes?

Es wurde in dem schönen großen Gartensaal gegessen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Paschas war in dem altertümlichen Kamin ein Feuer angezündet worden. Die Flammen knackten und prasselten traulich, indem sie mächtige Scheite Buchenholz verzehrten. Der alte Diener hatte weiße Handschuhe angelegt und warf dem Dorfjungen in der gelben Livree, der unter ihm die Kunst des Servierens lernen sollte, noch strengere Blicke als sonst zu, wenn dieser mit den Tellern klapperte — was sollte der Pascha von solchen Ungeschicklichkeiten denken? Er war anderes gewöhnt am Hofe des Sultans, wo man auf dem Bauche kriechend servierte.

Hohe Lampen gossen ihren Lichtschein auf die Fruchtschalen, zu denen der Gärtner seine letzten Erzeugnisse geliefert und die Frau Elisabeth so hübsch mit buntem Herbstlaub geordnet hatte.

Elisabeth und der Pascha kamen, als die übrigen schon versammelt waren, aus dem dunklen Park herein. Sie waren lange spazieren gegangen und hatten von den Versuchungen der Welt gesprochen. Der Pascha hatte der jungen Frau mit leisen Worten die Macht der Sinnlichkeit geklagt, hatte ihr die Schönheit der Verführung geschildert. Zwar sei er ihr leider nur zu oft unterlegen, doch nie werde er zu kämpfen aufhören, bis er den Sieg errungen.

Welche Innigkeit, welches Schmachten nach der Hilfe klang durch seine Beichte.

O — ihn zu retten vor diesen schrecklichen Gewalten!

Elisabeths Augen strahlten und ihre Wangen waren heiß. Ihr ganzes Wesen zeigte eine freudige Gehobenheit. Ein Wonneschauer rann ihr durch den Leib, wie sie ihn nie gefühlt, nicht einmal unter den Küssen ihres Gatten. So mußte sie sein, die Freude der Engel über den Sünder, der Buße thut!

Der Herr Pastor war etwas befangen durch die Vornehmheit des neuen Beichtkindes. Er sprach, als verursache ihm ein Hindernis im Halse Schwierigkeiten, und wenn der Pascha sich zu ihm wandte, beeilte er sich zu lächeln. Der Pascha war ziemlich still. Zuweilen heftete er seine dunklen Augen auf Elisabeth. In Konstantinopel sagte man, daß der alternde Pascha mit diesen Augen immer noch viel bei den Frauen erreichen könne.

„Ich bin verwundert, Ihre Frau Schwägerin nicht hier zu sehen," bemerkte der Herr Pastor zum

Oberamtmann. „Sie leidet doch nicht etwa an ihrer bösen Migräne?“

Der Oberamtmann schüttelte traurig den Kopf. Es war der ehrwürdige greise Kopf eines Patriarchen unter den Seinen.

„Sie wissen ja,“ begann er mit diskret gesenkter Stimme, „wie leicht meine arme Schwägerin alle Dinge durch die Brille ihrer traurigen Weltverbitterung betrachtet. Vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß eine — hm — eine gewisse Disharmonie zwischen ihr und meinem Schwager besteht. Wir hoffen dieselbe beizulegen, indessen“ . . . Der Oberamtmann machte eine vornehme Bewegung mit der Hand, welche das Mißlingen und auch ein endgültiges Beiseiteschieben der Angelegenheit ausdrücken sollte.

„Es ist schlimm für die Kinder, daß sie an ihrer Mutter das Beispiel einer — wie soll ich sagen — einer harten, scharfen Gemütsart beständig vor Augen haben. Nun, die Wege, die unser Herr die Menschen führt, sind ja wunderbar, wir dürfen ihm nicht eingreifen.“

Darauf lenkte der Oberamtmann das Gespräch auf leichtere, weltlichere Dinge und suchte von dem Pascha zu erfahren, ob dieser seine Uniform — die ausländischen Uniformen wären ja wohl meist sehr prächtig? — mitgebracht habe. Er erwarte an einem der nächsten Tage den Besuch des Oberpräsidenten, und da sei es doch vielleicht richtig, sie anzulegen.

Der Pastor fragte teilnehmend, wie denn der Herr Pascha seine Häuslichkeit eingerichtet habe? Es

sei doch immerhin schwierig, in jenen uncivilisierten Ländern die nötigen Bequemlichkeiten zu erlangen.

Er hatte von dem Gerücht gehört, welches dem „Türken" das obligate Harem zulegte, und da mußte er denn doch erst gründlich nachforschen. Sollte sich etwas davon als Wahrheit erweisen, dann war Pastor Kiekenbusch nicht der Mann, der sich fürchtete, vor den Großen und Gewaltigen der Welt die Reinheit seines Altars zu verteidigen und strenge Kirchenzucht zu üben.

Aber Reißner Pascha gab ihm mit seiner gewinnenden Freundlichkeit die Auskunft, er wohne bei einer Witwe, einer liebenswürdigen, gebildeten Dame mit einer Tochter, bei denen er deutsches Familienleben nicht ganz entbehre. Zugleich wäre den beiden Frauen die Zubuße, die sie von ihm für Zimmer und Kost empfingen, wohl zu gönnen, fügte er gutmütig hinzu.

Nun, da war ja alles in Ordnung — dem Herrn sei Dank.

Unten am Tisch führten der Hauslehrer und die Gesellschafterin ein bescheidenes Gespräch über die Verwandlung des christlichen Byzanz in ein muselmännisches Reich. Die Jungen widmeten sich mit zufriedenem Eifer der Vertilgung der guten Speisen, welche die Mamsell zu Ehren des fremden Gastes angerichtet hatte.

Vor der Frau Oberamtmann stand eine mächtige braunglänzende Kalbskeule, aus der, während sie

davon die Tafelrunde versorgte, kleine Rauchsäulen lieblichen Opferduftes emporstiegen.

Die Frau Oberamtmann betrachtete unschlüssig den Rest des Bratens. Dann gingen ihre Blicke zu ihrem Manne und blieben mit Liebe auf ihn haften. Er hatte sie schon wiederholt daran erinnert, daß es durchaus unrichtig sei, Klärchen zu verwöhnen. Sie müsse es lernen, sich in ihre veränderte Lebensstellung zu schicken. Er hatte gewiß sehr recht darin. Ihr Mann verstand in allen Dingen den Kern der Sache zu treffen. Am Nachmittag hatte er zum Beispiel hervorgehoben: Schwager Wichern könne von dem Vorwurf einer leichtsinnigen Vertrauensseligkeit nicht freigesprochen werden, ihr Bruder sei wahrscheinlich über Gebühr in Versuchung geführt worden.

Seitdem dachte die Frau Oberamtmann mit einer Art von Abneigung an ihren verstorbenen Schwager. — Was die Unterstützung betraf, welche Klärchen durch ihre Vermittelung zu erreichen hoffte, so hatte sie zwar von weitem darauf hingedeutet, als der Pascha sie aber nicht zu verstehen schien, die Sache nicht weiter berührt. Wer konnte wissen, ob seine Verhältnisse derart waren, daß er zweihundert Thaler im Jahr erübrigen konnte, ohne sich Entbehrungen aufzulegen? Auch würde eine Ablehnung von ihm die friedliche Zeit seines Besuches stören.

Die Frau Oberamtmann legte ihrem Bruder eine saftige Pfirsich auf den Teller und klopfte ihm mit ihrer weichen Hand herzlich die Schulter, um ihn für Klärchens schroffes Fernbleiben zu trösten.

Bald nach dem Abendessen empfahl sich der Herr Pastor, um in seine Studierstube heimzukehren. Durch die Dorfstraße wandelnd, bemerkte er in der Wohnung von Frau Wichern noch Licht. Der Gedanke kam ihm, daß es wohl seine Pflicht sei, hier als geistlicher Berater ein ernstes Wort zu reden. Hatte er doch gesehen, daß Tannenhofers Wert auf die Teilnahme ihrer Schwägerin an dem Kirchgang legen würden.

Ein Prediger, der seine Sache versteht, besitzt ein reichhaltiges Arsenal wirkungsvoller Waffen. Wenn auch Pastor Kiekenbusch an Frau Wichern sonst jenen Eifer für das Christentum, der ihre Schwester auszeichnete, vermißt hatte, so konnte er doch heute Abend mit seinem Erfolg zufrieden sein. Als er seine Hinweise auf die grenzenlosen Leiden, die Christus für uns auf sich genommen, auf den Tod, der uns so schnell überraschen kann, auf das jüngste Gericht, wo uns nur in dem Maße vergeben werden soll, wie wir vergeben haben, erschöpft und auch etwas daraufhingedeutet hatte, daß es nicht klug sei, liebevolle Verwandte durch Starrsinn zu erzürnen, als er der Witwe die Aussicht stellte, daß der Pascha jedenfalls bei seiner generösen Gesinnungsart, die ihm heute Abend mehrfach entgegengetreten sei, die Absicht habe, sich ihrer in hilfreichster Weise anzunehmen — da fand er doch den Boden ihres Gemütes gelockert. Vor ihm saß eine völlig zusammengesunkene, leise in sich hineinweinende Frau. Und als er ihr zum Schluß die Hand reichte und sie gütig, aber erwartungsvoll

fragend anblickte, murmelte sie beinahe lautlos: „Ich will kommen.“ —

Pastor Kiekenbusch sandte am folgenden Morgen, noch ehe er sich Zeit nahm zu frühstücken, ein kurzes Briefchen an Frau Tannenhofer.

Frau Wichern saß wirklich, als die Familie des Oberamtmanns in einem langen Zuge die Kirche betrat, schon auf ihrem Platz unter den Dorfleuten. Sie sah tief auf ihr Gesangbuch nieder, während der Pascha neben Frau Tannenhofer an ihr vorüberschritt. Plötzlich hob sie mit einer gewaltsamen Anstrengung den Kopf. Der Pascha sah sie ruhig an, sie aber senkte den Blick in peinlicher Verlegenheit schnell wieder auf ihr Buch.

Nach der Predigt entstand jedesmal eine kleine Störung des Gottesdienstes. Pastor Kiekenbusch trachtete zwar, die ursprüngliche alte Kirchenordnung wieder zu Ehren zu bringen, welche vorschrieb: die Gemeinde soll den Abendmahlsgästen mit ihrer Gegenwart und ihrer Fürbitte beistehen. Doch fanden sich meistens einige Mütter, die zu ihren Kindern und in die Küche, einige Knechte und Mägde, die zum Vieh eilen mußten, und einige andere Leute, die die günstige Gelegenheit benutzten, gleichfalls zu entschlüpfen.

Als alles wieder ruhig geworden war, bemerkte man, daß sich auch Frau Wichern entfernt hatte. Einige sehr mißbilligende und viele neugierige Blicke richteten sich aus dem Herrschaftsstuhle, von den Dienstbotenplätzen und aus den Reihen der Tagelöhner

auf die leere Stelle der Kirchenbank, wo sie in ihrem schwarzen Abendmahlskleide gesessen hatte.

Es wäre ein so herzerhebendes Schauspiel für die Dorfleute gewesen, die Familie vereinigt vor dem Altar zu sehen. Klärchen hatte der Frau Oberamtmann die halbe Freude an dem lieben Abendmahlsgang verdorben.

— Wie auf Verabredung war von diesem Tag an jede Verbindung zwischen dem Gut und Frau Wichern abgeschnitten.

Ihre Knaben gingen zwar am Sonntag Nachmittag harmlos wie immer zu den Vettern hinüber, und Frau Wichern hinderte sie nicht. Sie kamen eher als sonst und verdrossen nach Haus. Man war nicht unfreundlich gegen sie gewesen, man hatte ihre Gegenwart einfach übersehen. Selbst ihre Vettern verstanden es schon, zu spielen, als ob jene überhaupt nicht dabei gewesen wären.

Nach acht Tagen reiste der Pascha ab.

Einige Zeit später sah Frau Wichern zu ihrem größten Erstaunen ihre Schwester die Dorfstraße hinab- und auf ihre Wohnung zusteuern.

Sie freute sich so sehr über diesen Besuch, daß sie eilig, die Küchenschürze abreißend, die Treppe hinablief und die Eintretende unten im Hausflur umarmte. Frau Tannenhofer war sehr kühl. Sie blieb auch nicht lange. Nachdem sie sich in ihrem großen Pelzmantel die schmale Treppe hinabgezwängt hatte und Frau Wichern von ihrer Begleitung zurückkehrte, bemerkte ihre Tochter, daß der Mutter Gesicht gerötet

und entzündet von heftigem Weinen war. Sobald Frau Wichern mit ihrer Tochter allein blieb, fiel sie schwer auf einen Stuhl nieder. Das nasse, zerdrückte Taschentuch in den Händen haltend, sah sie schweigend vor sich hin.

Ihre Tochter kannte solche Augenblicke völliger Verzweiflung und Ratlosigkeit. Sie wartete ruhig eine Weile. Dann ging sie auf ihre Mutter zu und nahm sie still in den Arm.

„Wir sollen fort,“ sagte Frau Wichern, „ganz fort von hier. Hubert kommt nächstes Jahr wieder und will den Sommer über bleiben. Er hat Karoline tausend Mark für ihre Kinderbewahranstalt geschenkt. Sie sagt, sie könne ihm eine Heimat in ihrem Hause nicht verweigern, und meine Gegenwart würde ihm peinlich sein.“

Das Mädchen hatte die Zähne fest in die Unterlippe gebissen.

„So —“ sagte sie endlich gedehnt, „darum — darum — —.“ Dann plötzlich und heftig:

„Laß uns fortziehen, Mama!“

„Das sagst Du wohl — aber wohin? Und wovon sollen wir denn künftig leben? Unser Kapital wird alle Jahre kleiner und es reicht jetzt schon nicht.“

„Wir sind an Entbehrungen gewöhnt. Und wir werden arbeiten.“

„Frauen ohne Rat und Hilfe, wo finden denn die Arbeit?“

„Das ist wahr, es ist sehr schwer. Vielleicht wird es uns nicht gelingen und wir werden untergehen.

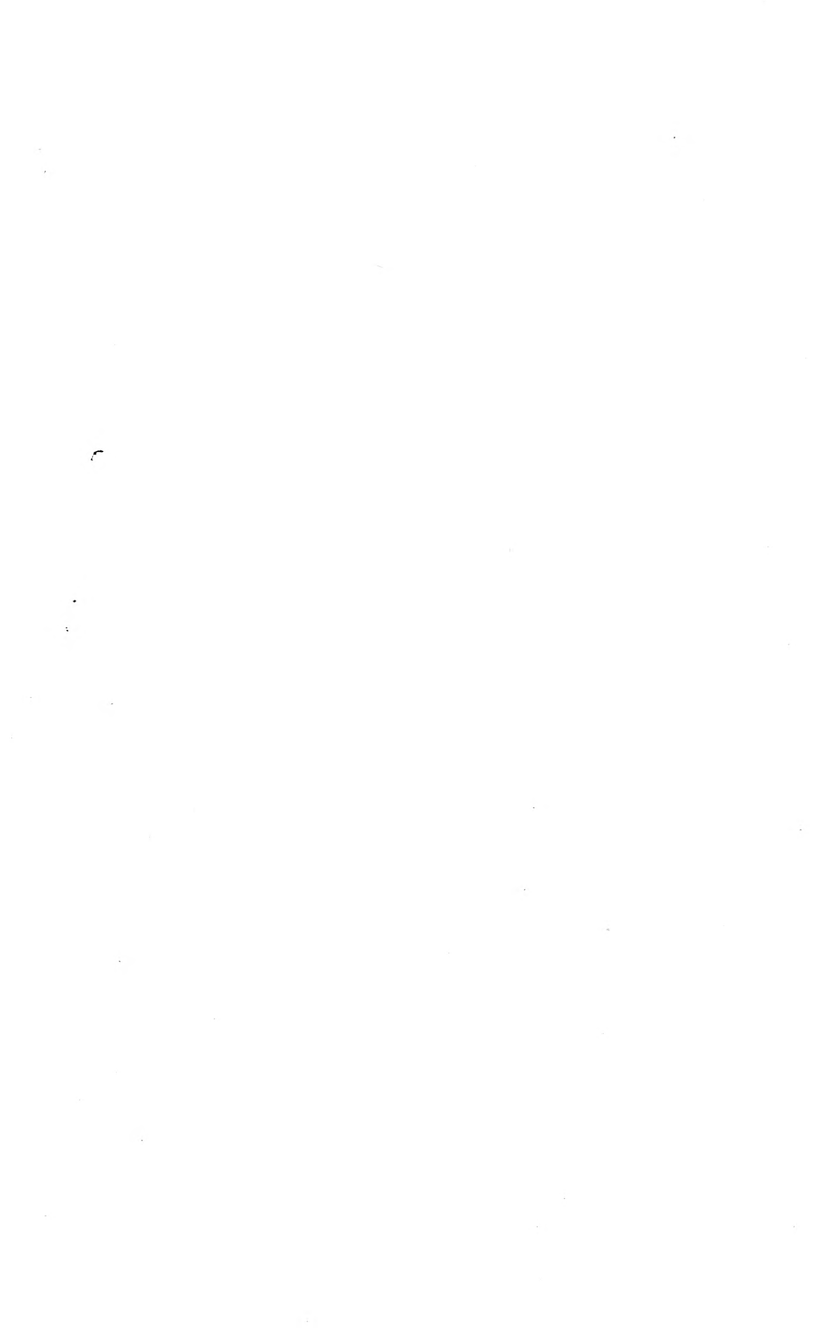
Aber das glaube ich nicht. In mir ist heute eine Kraft erwacht, auf die ich vertraue. Sie wird uns in der Zukunft tragen und stärken — Dich und mich und die Jungen."

Das Mädchen sprach sehr ernst. Ihre rechte Hand ballte sich und in ihren Augen war ein entschlossener Blick.

Frau Wichern sah sie bewundernd und fast getröstet an.

„Ja, Kind," flüsterte sie unter Thränen, „Opferwilligkeit und Liebe werden uns helfen."

„Nein, Mutter," antwortete das Mädchen, „nicht Opferwilligkeit und Liebe. In ihrem Namen wird zu viel gelogen. Was uns Kraft geben wird, uns aufrecht zu halten und ein menschenwürdiges Leben zu erobern, das ist der Stolz und der Haß."



Aphrodite und ihr Dichter.

Novelle



Den Anfang der Geschichte hörte ich, als ich noch ein kleines Mädchen war und mit meiner Mutter deren schwarze Freundin Miß Alison in Kôme ed Dîk besuchte. Kôme ed Dîk ist das Fort, das auf den alten Schutthügeln hoch über Alexandrien thront: blendend weiße Wälle und Festungswerke, ringsumher gelber, wehender Sand, ein paar weiße Häuser in hellem Sonnenglanz und der weiße Pulverturm, der später in die Luft flog, weil die ägyptische Schildwache, die dort in ihrem weißen Anzug am Thore lehnte, durchaus nicht verstand, warum sie nicht rauchen und warum sie die brennenden Streichhölzer nicht umherwerfen sollte. Ya Mohamed Ras Allula! Da war es doch trotz des großen Propheten, der jedem guten Moslem seinen Schutz versprochen hat, ganz natürlich, daß der Pulverturm endlich einmal in die Luft flog und mit ihm die Cigaretten rauchende Schildwache und alle die Häuser, die dort oben lagen, — auch das von Miß Alison. Ich glaube, sie selbst war gerade in England, um die wertvollen Gräberfunde ihres Vaters dem Kensington Museum zu übergeben, und ist auf diese Weise gerettet worden.

Aber die Veranda, auf der wir damals saßen und Thee tranken und Plumcake, Jam und andere englische Herrlichkeiten aßen, die Miß Alison von einem Feste, das am Tage zuvor bei ihr stattgefunden, für mich aufgehoben hatte, — die ist ganz von der Erde verschwunden. Die breite, luftige Veranda, von der aus man über Alexandrien hinwegsah, bis auf das Meer, das dunkelblau und goldflimmernd all die weißen, flachen Häuser, die hohen Minarets mit ihren zierlichen Steingalerieen, die runden Kuppeln der Moscheen und die graugrünen, beweglichen Federwipfel der Palmengärten umspannte und den Seewind schickte, der trotz des Glühglanzes der Nachmittagssonne so frisch und salzig war und uns hoch über die schwüle, übelriechende Stadt hinweg den wundervollen Duft des Meeres herbeitrug, immerfort so stürmisch uns umwehend, daß das Tischtuch, sowie unsre Hüte, Bänder und Musselinkleider in beständig flatternder Bewegung blieben.

Wie ich das alles vor mir sehe!

Ich stand in dem Alter, wo man noch kurze Kleider trägt, aber schon sehr offene Augen und gar sehr begierig horchende Ohren besitzt. Für diese Augen und Ohren gab es immer ein Fest, wenn wir Miß Alison besuchten, die so außerordentlich lebhaft und witzig und so überraschend schwarz war, — nicht nur von Haar und Augen, obgleich dies beides ja freilich das Schwärzeste war, was man überhaupt sehen konnte, sondern auch im Gesicht, an den Händen und wahrscheinlich auch sonst. Mulattinnen gab's genug in

Alexandrien, aber diese Lady, die ihre Wollhaare sorgsam unter einem Chenille-Netz und unter Sammetschleifen verbarg, und von deren Wulstlippen man geistreiche und gebildete Bemerkungen hören konnte, die ihre Toiletten aus London kommen ließ und so wildkomisch aus den duftigen rosa Mullfalbeln und weißen Spitzen herausguckte, — die behielt für mich immer etwas Verblüffendes, vielleicht weil ich sie stets neben meiner schlanken, weißen Mutter mit ihrem ruhig gescheitelten, braunwelligen Haare sah.

Mein dumpfes, kindisches Erstaunen erreichte übrigens jedesmal seinen Gipfelpunkt, wenn Mr. Alison, ein silberhaariger, rosenwangiger, alter Engländer auf die Veranda herauskam und sich von seiner Tochter rauchgrauen Händen „a cup of tea“ zubereiten ließ, ehe er wieder zu seinen gelehrten Studien zurückkehrte.

Miß Alison galt ebenfalls für sehr gelehrt und für originell. Auf manche Leute wirkte sie aus diesem Grunde abstoßend. Sie hatte einen wichtigen Papyros allein entziffert, und als vor einem halben Jahre die Cholera in Alexandrien wütete, hatte sie in ihrem eigenen Hause, — weil es so gesund gelegen sei, — ein Cholera-Lazarett gegründet und die Kranken selbst gepflegt.

Seitdem wollten ihre Bekannten, obwohl die Epidemie längst erloschen war, sie nicht mehr besuchen. Es herrschte überhaupt noch ein gedrückte Stimmung unter der europäischen Kolonie, trotzdem die Seuche hier nur wenige Opfer gefordert hatte. Niemand

wagte sich zum anderen, der Winterverkehr wollte nicht recht in Gang kommen.

„.... Sehen Sie, meine Liebe,“ sagte Miß Alison mit einem Spottfunkeln ihrer kleinen Heidelbeer-Augen, „darum gab ich mein Tanzfest. Ich hatte Sehnsucht nach Fröhlichkeit. Sie wissen, ich lasse mein Leben für Walzer! — Nun gut, — die Leute waren lustig bei mir und tanzten in demselben Saal, wo die Kranken lagen, — und kein Gespenst ist ihnen erschienen .... Man kann jedes Gespenst durch Freude vertreiben! Glauben Sie mir! — — Es war schade, daß Sie nicht dabei waren! Kommen Sie, Sie müssen sehen, wie ich die Sache gemacht habe; zwar ist heute schon alles welk. Sie müssen die Phantasie zu Hilfe nehmen, um sich vorzustellen, wie es gestern war. Überhaupt, finden Sie nicht, daß man jedesmal ein ganzes Theil Phantasie braucht, um sich vorzustellen, daß man das Gestern wirklich erlebt hat?“

Wir gingen in eine Art Nebengebäude hinüber, das ganz durch einen nicht allzu hohen, weiß getünchten und mit schwarz und weißen Steinplatten gepflasterten Raum eingenommen wurde. An den Wänden waren in kurzen Zwischenräumen vielarmige goldene Leuchter angebracht, und Gewinde aus den großen roten Blumenkelch-Blättern des indischen Flammenbaumes zogen sich von einem zum andern. Das mußte bei Kerzenlicht auf den weißen Mauern einen herrlichen Anblick gegeben haben. Jetzt waren ein paar Diener beschäftigt, die Guirlanden abzunehmen. Sie hatten einen Teil davon schon in einem Winkel des Saales

aufgeschichtet. Das sah fast aus wie ein Grabhügel von Purpurlaub. Mit der Lust am Schauerlichen, die heranwachsende Mädchen so sehr peinigt, sah ich plötzlich unter diesem Purpurlaub einen Sterbenden, — sah ein angstvolles Gesicht und brechende, hilfeflehende Augen. Miß Alison starrte auch darauf nieder, und vielleicht kehrten ihre Erinnerungen, die sie hatte verscheuchen wollen, zu heftig wieder, denn ihr schwarzes, häßliches Gesicht verzerrte sich mit einem Ausdruck von Schmerz, von erschreckend wildem Negerschmerz, zu einer Grimasse. Sie war plötzlich nicht mehr die freundliche, drollige Dame, sie war ein unheimlich fremdes, durch unbekannte Welten von uns getrenntes Geschöpf. Ich fürchtete mich in diesem Augenblicke vor diesem schwarzen Weibe.

Sie lief schnell vor uns aus dem Saal, und als wir ihr folgten und auf die Veranda zurückkehrten, war sie nicht dort, sondern kam erst nach einer langen Weile. Da war die Heiterkeit, die das grotesk Häßliche an ihr so erträglich machte, auf ihr Gesicht zurückgekehrt.

Meine Mutter hatte von dem Vorfalle nichts bemerkt. Sie fragte Miß Alison in einem anzüglich neckischen Ton nach einem gewissen Mr. Owen, — ob er auch eingeladen gewesen sei, und ob sie ihn nicht zu erhören gedenke? Miß Alison, die sich in einem Schaukelstuhl niedergelassen hatte, lachte herzlich.

„Nein, was denken Sie! Warum soll ich mein Geld nicht für mich behalten? My dear, — ich habe keine Heiratsfarbe!“

Dabei faltete sie ergeben ihre kurzen schwarzen, mit Brillantringen geschmückten Maulwurfspfoten auf ihrem rosa Kleide.

Ich mußte lachen, und sie rief: „Was will das Kind? Versteht sie auch schon etwas davon? Sie hat eine so ernsthafte Nase, ich glaube, sie wird einmal Bücher schreiben! Geh' Du hinein und besieh Dir die Bilder auf dem Tisch drinnen! Habe ich nicht die richtige Farbe, so hast Du nicht das richtige Alter, Dich um solche Dinge, nach denen Deine Mutter fragt, zu kümmern."

Dem Winke gehorsam, zog ich mich ins Zimmer zurück. Aber die mir zugewiesenen englischen Journale reizten mich nicht sehr. Da sah ich auf Miß Alisons großem Männer-Schreibtisch ein kleines, in Rot und Gold kostbar gebundenes Büchelchen; ich schlug es auf, — deutsche Verse! Ha, — das war etwas! Mich durchrann gleich ein Schauer der Ehrfurcht, und nun mochten die da draußen reden, was sie wollten, ich fragte nicht mehr danach.

„Aphrodite" hieß das kleine Buch; es handelte von Liebe, aber auch von sehr vielen anderen Dingen. Es besang Aphroditens Siegeszug durch die Jahrhunderte in feierlich tönenden, dann wieder in süß flötenden und heiter schäkernden Versen.

Ich glaube, ich verstand eigentlich nur wenig davon. Es kam über mich wie ein Rausch von zu starkem Wein, eine selige Trunkenheit, in der ich taumelnd in unbegreiflicher Schönheit schwelgte.

Ich habe nicht viel Hoffnung, das Buch jemals wieder in die Hand zu bekommen. Und das ist gut, denn ich würde sicherlich sehr enttäuscht sein. Kommt es mir nicht immer noch vor, als reiche kein Gedicht, das ich später las, nicht das Herrlichste und Köstlichste der Poesie, das anerkannt Hohe und Berühmte an den holden, zauberischen Klang und an die Glut jener Verse hinan?

„Dieses Mädchen ist so ängstlich still, was hat sie da in die Finger bekommen?“ hörte ich endlich Miß Alison neben mir sagen, und sie nahm mir das Bändchen aus der Hand.

„Aphrodite!“ — sagte sie langsam. Ich weiß nicht, ob es nur meine traumbefangene Stimmung war, in der mir ihre Weise geheimnisvoll leidend vorkam.

Vielleicht täuschte ich mich, denn sie reichte das Buch meiner Mutter und fragte gleichgültig: „Kannten Sie Gödeke? Haben Sie ihn nicht bei uns gesehen?“

„Ja freilich! Was ist aus ihm geworden?“

„Hier ist seine Dichtung.“

„Wirklich? Wer hätte gedacht, daß er je damit zu Ende kommen würde!“ sagte Mama und lachte.

„Ja, niemand hätte es gedacht,“ erwiderte Miß Alison ernst.

„Ist sie schön?“ fragte meine Mutter, „hat er sie Ihnen geschickt? — Er war doch sehr besonders! Ein verrückter Kerl! — Aber ich habe trotzdem oft gedacht .... wenn er nicht so sehr verlumpt gewesen wäre .... Erinnern Sie sich noch, wie Sie einmal sagten, einen Deutschen würden Sie heiraten, denn bei ihm

allein könnten Sie glauben, daß er — daß er genug Idealismus besäße, um . . . ."

Meine Mutter stockte, es war ihr peinlich fortzufahren.

„Um mein Äußeres über meine übrigen, vielleicht schätzbaren Eigenschaften zu vergessen?" sagte Miß Alison. „Ja, Liebe, der Ansicht bin ich immer noch. Dieser ideale Deutsche ist mir freilich noch nicht begegnet."

„Sagen Sie mir nur," fuhr meine Mutter in einer geheimen Gedankenverbindung fort, „wie kam eigentlich Alexander Gödeke in Ihr Haus, und was war er im Grunde für ein Mensch?"

„— Kennen Sie Persepholis?"

„Den griechischen Häuser-Spekulanten?"

„Ja. — Ich stand seiner Familie in eigentümlicher Weise nahe. Meine Mutter war dort Haus-Sklavin."

„Ah — so! Davon hörte ich nie."

Das wurde diskret geflüstert, und ich steckte äußerst verwundert meinen Kopf in irgend eines von den Journalen auf dem Tisch. Nur nicht hinausgeschickt werden!

Die beiden Damen entfernten sich etwas von mir und setzten sich in die offene Veranda-Thüre. Ich hörte aber deutlich, was sie sprachen, besonders da Miß Alison sehr bald den gedämpften Ton aufgab und laut und ausdrucksvoll erzählte. Und dabei hatte sie so wunderliche Gesten, und die weißen Augäpfel mit der schwarzen Iris rollten und glänzten in dem aufgeregten Mulattengesichte.

„Mutter konnte niemals bewogen werden, die Leute, deren Eltern sie schon als kleines Kind gekauft hatten, zu verlassen,“ sagte Miß Alison. „Sie hatte meine griechische Milchschwester immer lieber als mich. Well, — das war ja sozusagen ein Glück. Das Verhältnis wäre doch etwas schwierig geworden, wenn wir sie hier im Hause gehabt hätten. Über diese Dinge kommt man mit schön klingenden Phrasen nicht hinweg. Am besten, man redet möglichst wenig davon. Als ich aus England zurückkam, wohin mein Vater mich zur Erziehung geschickt hatte, war mir meine gute Mutter recht peinlich. Papa hielt aber darauf, — auch nachdem er mich in aller Form adoptiert und zu sich genommen hatte, — daß ich sie jede Woche besuchte.

Wissen Sie, wo Persepholis wohnen? Der Garten hinter ihrem Hause stößt an die großen arabischen Gemüse-Plantagen, die sich zwischen der Stadt und dem Pompejus-Säulenthore hinziehen. Nur ein schmaler Weg läuft dort entlang, von beiden Seiten Steinwälle und Kaktushecken, über die man in die tiefliegenden Palmen- und Gemüsefelder hinabsieht. Es ist eine einsame und wilde Gegend, ich habe sie immer lieb gehabt. Da ist so gar nichts Modernes, genau so kann es an derselben Stelle vor zweitausend Jahren auch schon ausgesehen haben. Die graue Säule in der Ecke des Steinwalles, wo die Straße eine Biegung macht, und der blinde Bettler in seinen paar Lumpen darunter, — das sieht alles so verstaubt und vorweltlich aus. Da, — auf dem Steinwalle, nicht an dem Wege, — sahen meine Schwester und ich einmal von Persepholis'

Garten aus einen europäischen Mann sitzen und die Säule und den Bettler ganz traumversunken anstarren. Es war eine wunderliche Figur, die da in barocker Stellung hockte, mit langen, ungeschickten, in einem abgetragenen und nicht ganz reinlichen Anzuge steckenden Gliedern. Wir kamen näher, damit wir uns den noch ziemlich jungen Mann ansähen.

Plötzlich sprang er empor und reckte seufzend, mit einer theatralischen Geberde die Arme. Bei dem Geräusche begann der Blinde sofort einen kläglichen arabischen Bettelgesang. Der Fremde antwortete nun nicht: „Allah wird Dir geben," um dann ruhig vorüber zu gehen, sondern er blieb vor dem Bettler stehen und sagte in deutscher Sprache und mit ernstem Pathos: „Mein Freund, ich vermag Dir Jahrtausende zu schenken, ich kann Dir Tempel bauen und Priesterinnen der Isis zu Deinem Dienste geben, aber einen Para, den ich in Deine ausgestreckte Hand legen könnte, besitze ich nicht. Willst Du ein Lied? Ich wüßte schon eines, ein tiefes, geheimnisvolles . . . ."

Ich erinnere mich noch deutlich, wie lächerlich diese Scene auf uns wirkte. Meine Schwester verstand die seltsame Rede zwar nicht, aber sie kicherte trotzdem hell auf.

Der Mann fuhr herum, starrte sie an und rief: „Aphrodite!"

Da sah sie ihn erstaunt an und lachte wieder. Er sprang von dem Steinwall in Persepholis' Garten hinunter, stürzte dabei, blieb auf den Knieen liegen

und rief noch einmal, die Arme nach ihr ausbreitend: „Aphrodite!“

Sie nahm hoheitsvoll die Schleppe ihres weißen Gewandes ein wenig in die Höhe, wendete im Fortgehen den Kopf über die Schulter nach dem Schwärmer zurück und fragte beleidigt: „Monsieur?“

Denn sie hieß mit Vornamen Aphrodite, und was dieser Name sonst bedeutete, — das wußte meine gute Schwester nicht.

Aber als ihre weiße Gestalt zwischen den hohen Myrtenhecken dahinwandelte, da war es mir wohl begreiflich, daß der Mann auf den Knieen liegen blieb und der Zürnenden andächtig nachschaute.

Nachdem sie hinter den Gebüschen verschwunden war, — sie stand natürlich dort still und beobachtete durch die Zweige den sonderbaren Anbeter, — legte er die Hände vor das Gesicht. My dear, er weinte!

Ich stand dicht neben ihm; er sah mich nicht, als er sich erhob. Sein Lächeln war sehr schön, auch sein begeisterter Blick. Ich habe schon damals begriffen, daß dies ein ungewöhnlicher Mensch sein müsse. — So lernte ich Alexander Gödeke kennen.

Am nächsten Tage stand er zu derselben Stunde auf derselben Stelle, und Aphrodite wandelte durch den Myrtengang, der einen feinen, bitteren Geruch um sie ausströmte, ihm entgegen. Ich hatte sie aufgeklärt, daß der Fremde sie für die Göttin der Schönheit und der Liebe halte. Sie war infolge dessen recht gnädig gestimmt und wollte sogar ihm zu Ehren ihren neuen

Pariser Chignon anstecken; aber daran verhinderte ich sie glücklicher- oder unglücklicherweise.

Ich mußte doch das Abenteuer sehen und hatte mich ebenfalls eingestellt.

Meine Schwester näherte sich dem jungen Manne und fragte: „Was wünschen Sie von mir, da Sie meinen Namen rufen?“

„Ich begehre den Saum Deines Kleides zu küssen,“ antwortete Gödeke in einem sehr wohlklingenden Altgriechisch, von dem Aphrodite nichts verstand. Indessen beugte er sich, während sie sich amüsiert und verlegen um Erklärung an mich wendete, zu Boden und drückte ihr weißes Sommerkleid an seine Lippen.

Nun, — das übrige war die alte Geschichte. Gödeke kam jeden Nachmittag über den Steinwall in den Garten. Es behagte Aphrodite, so unsinnig angebetet zu werden. Diese Liebe war der erste ihr dargebrachte Opferduft, den sie begierig einatmete, — auf mehr und mehr lüstern und dabei doch im Innersten kühl und marmorn, wie es einer echten Göttin geziemt. Hoheitsvoll gewährte sie dem armen, zitternden Sterblichen nach und nach einige Beweise der Zuneigung. Aber ich habe immer dafür gesorgt, daß Anstand und Sitte gewahrt blieben! Das können Sie glauben, meine Liebe; dafür habe ich eine englische Erziehung genossen! Zu meiner Mutter Ansichten hatte ich in dieser Beziehung kein rechtes Vertrauen; deshalb übernahm ich die Wache. Gewöhnlich setzte ich mich mit meinen Büchern in die Nähe unter

eine Sykomore. Ich habe in der Zeit einen guten Teil des Papyros Alison entziffert.

Gödeke konnte wundervoll lachen, wie ein Kind, und so lachte er, als er mich das erste Mal bei meiner Arbeit traf. Wir wurden gute Freunde. Er interessierte sich auch sehr für Hieroglyphen, — wofür interessierte sich der Mann nicht? Er erzählte mir, daß er an einer arabischen Grammatik arbeite, und er sprach alle Sprachen, die in Ägypten geredet werden, mit einer verblüffenden Meisterschaft.

Damals begann er das Epos Aphrodite. Er brachte uns den ersten Gesang und las ihn vor. Meine Schwester, die in einer mystisch-symbolischen und etwas verworrenen Weise die Heldin der Dichtung war, verstand ja kein Deutsch, saß auf ihrem Schaukelstuhl, fächelte sich mit einem schwarzen Straußfeder-Wedel und gab zuweilen unzweideutige Anzeichen der Langweile zu erkennen. Gödeke las etwas zu pathetisch, aber sein Gesicht war großartig dabei, und seine zwinkernden, kurzsichtigen, grünen Augen hinter der Brille wurden zu richtigen Dichteraugen, die mehr und Schöneres sehen als die von uns gewöhnlichen Leuten.

Ich sagte ihm ein paar Worte, die ihm gefielen. Dichter sind ja so eitel! In diesem Augenblicke hat Mr. Gödeke mich geliebt und nicht meine Schwester. Ja, das weiß ich. Es war nur eine andere Art Liebe. Jede Frau wird mit einer anderen Liebe von dem Manne geliebt, und jede mit der Art, die ihrer Natur am meisten entspricht. Die Liebe zur Schönheit ist,

wenn ich so sagen soll, leuchtender und prächtiger als die zur Vernunft. Diese kann wohl tief und kräftig werden, es kommt nur darauf an, ob in dem Manne der Sinn und das Gefühl für Vernunft oder das für die Schönheit stärker entwickelt ist. Bei Gödeke war das letzte der Fall. Er war kein Philosoph, sondern ein Dichter, und zwar ein Dichter der schönen Form.

Er war lebhaft und aufgeregt, als käme er von einem guten Diner, so waren ihm seine eigenen Verse zu Kopf gestiegen; denn was seine Mahlzeiten betraf, — ich glaube, die bestanden schon damals hauptsächlich aus gekochten Bohnen und etwas Öl.

Werden Sie sich nun vorstellen können, was diese Vorlesung für Folgen hatte?

Aphrodite ist eifersüchtig auf mich! Um den armen Gödeke zu strafen dafür, daß er zu lange und zu eifrig mit mir über Aphrodite geredet hat, erscheint sie mehrere Tage nicht zu dem Rendezvous. Ich ärgere mich über sie und bleibe ebenfalls zu Haus. Was bei den Stunden einsamen Wartens in Gödekes Herzen und Hirne vorgegangen ist, kann ich nicht sagen. Am dritten Tage tritt er in einem langen schwarzen, predigerhaften Rock, seine dunkeln Haare, die ihm immer ins Gesicht fielen, mit schauderhafter Pomade glatt und klebrig gemacht, vor Aphroditens Vater, vor diesen Persepholis, diesen fetten, schlauen Häuser-Spekulanten, und bittet kurzweg um die Hand seiner Tochter!

Ich war zufällig anwesend.

By Jove, — der Mann sah jammervoll aus! Linkisch und bemitleidenswert, der deutsche Philister aus der kleinen Stadt! Es war noch zu verwundern, daß Herr Persepholis, höflich, wie die Südländer sind, nach einer schicklichen Form suchte, um einen solchen Freier los zu werden. Er fragte ganz ernsthaft, was denn der Herr für einen Beruf habe.

Darauf lächelte Gödeke ein wenig und sagte: „Ich suche den Weg zur Unsterblichkeit! Sie können mir glauben, das füllt schon ein Leben aus!"

„Ja, — aber, — es ist doch nichts Gewisses, um darauf zu heiraten und einen Hausstand zu gründen," bemerkte der Grieche immer noch sehr höflich. „Ich würde einen andern Berufszweig vorziehen, wenn Sie z. B. Kaufmann wären . . . ."

„Gut!" sagte Gödeke schnell, „Tristan warb als Kaufmann um Isolden. — Das ist ja eine Kleinigkeit! Werden wir Kaufmann!"

Er setzte seinen furchtbaren, vorsintflutlichen Cylinder, den er während des ganzen Gesprächs in der Hand gehalten, würdevoll auf den Kopf und entfernte sich.

Längere Zeit ließ er sich nicht wieder sehen. Meine schöne Schwester besuchte in diesem Jahre zum ersten Male die Bälle. Auf allen Tischen in Persepholis' Wohnung lagen nun die Karten der Alexandriner Dandies. Und Aphrodite machte jetzt — leider — meine Mutter zu ihrer Vertrauten . . .

Damals habe ich übrigens den einzigen Liebesbeweis, dessen ich mich entsinnen kann, von der

alten Frau erhalten. Eines Abends bat sie mich, bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Als alles schlafen gegangen war, führte sie mich in den Garten. Der Mond schien hell; es war irgend eine Nacht, die meine Mutter aus nur ihr bekannten Gründen für wirkungsvoll für mein Geschick hielt. Sie zog mich unter dem dichten Gebüsch entlang, dabei flüsterte sie mir in ihren gurgelnden, leidenschaftlichen arabischen Kehltönen ihre abergläubischen Geheimnisse zu und zeigte mir all die Kräuter, Beeren und Wurzeln, aus denen die schwarzen Weiber ihre Höllentränke brauen. Sie belehrte mich, wie man einen Mann toll mache vor Sehnsucht und wie man eine Feindin heimlich töten könne, — so heimlich, daß nie jemand den Thäter erfahre. „Die Weißen brauchen das nicht," sagte sie feierlich, „aber es ist gut zu wissen für uns Negervolk!" .... Die arme Seele, sie wollte mich doch auch glücklich sehen!

Meine Mutter war eine ursprüngliche wilde Natur, die sich nie Gedanken über ideale Liebe gemacht hat. Und seltsam! Da, in der hellen, blauen Sommernacht, bei dem aufgeregten Geflüster und den wahnsinnigen Geberden der alten, schwarzen Frau, da denken Sie wohl, wäre ich meinem Vater dankbar gewesen, daß er mich adoptiert und menschlich erzogen hatte? — Nein! — Ich habe ihn gehaßt dafür, daß ich so überlegen, so kühl neben meiner armen Mutter blieb, nicht im geringsten an ihre Liebestränke und an all das andere Zeug zu glauben vermochte und mich davor ekelte. Ja, Liebste, das ist die Wahrheit!

Ich ging wieder ins Haus hinein. Dabei sah ich eine Männergestalt traumverloren unter den großen Datturahbüschen mit ihren riesenhaften weißen Giftblumen stehen — es war Gödeke.

In unserm engen, heißen Mezzanin lag Aphrodite auf der Matratze, die wir schon als Kinder geteilt hatten und auch für diese Nacht wieder teilen sollten. Sie schlief und hatte ihre Decke abgeworfen. Der Mond schien auf ihre weißen Glieder.

Ich habe sie lange betrachtet und hatte viele Gedanken über die schlummernde Schönheit und deren große Macht und Gewalt. Und sehen Sie, — die Gedanken töten in uns Frauen die Sicherheit, das blinde Triumphgefühl, das immer siegt, und wodurch einige von uns mit dem Lächeln von Schlachtgöttinnen auf die Gefallenen, Wundenbedeckten, Elenden herabsehen können. — —

Was nun Gödeke betrifft, so erschien er eines Tages richtig wieder mit seinen geflickten Stiefeln und seinem geistlichen Rocke vor Herrn Persepholis, erklärte, er sei jetzt Kaufmann, habe ein Geschäft gegründet und begehre Aphrodite zur Frau. Der arme Kerl hatte sich für ein paar Tausend Francs, — sein ganzes Vermögen, von dem er lebte, — eine Butike gemietet und sie mit Kinderspielzeug und unechtem Schmuck ausstaffiert. Dahinein wollte er Aphrodite führen, die sich ihre Kleider aus Paris, ihre Spitzen aus Brüssel und ihre Armringe aus Rom kommen ließ.

Diesmal war Persepholis weniger höflich.

Gödeke soll gebeten haben, Aphrodite nur einen Augenblick sprechen zu dürfen. Und Aphrodite ist ins Zimmer gekommen und hat gelächelt und gesagt, sie kenne diesen Herrn nicht, — sie hätte ihn niemals gesehen!

Meine Liebe, es war gut, daß ich das nicht gehört habe . . . . ich bin zuweilen etwas heftig, daran sind meine dunklen Vorfahren schuld.

Ich fuhr denselben Abend in der Stadt umher und machte Einkäufe, ohne noch eine Ahnung zu haben, daß Gödeke sich im Hause hatte wieder blicken lassen. Dabei kam ich in eine ärmliche Straße. Wissen Sie, eine von denen, wo hauptsächlich armes, levantinisches Volk wohnt, wo die Häuser mit den fabelhaftesten Geschichten bemalt sind: mit großen gelben, springenden Löwen unter Bäumen mit lila Laub und roten Früchten, und der Sonne und dem Mond darüber, und gespensterhaften, himmelblauen Drachen mit Frauengesichtern. Die Leute entwickeln eine grauenvolle Phantasie in der Dekoration ihres sweet home! Und aus allen Fenstern hängt schmutzige Kinderwäsche und über die enge Gasse, in deren fußtiefem Staub es von dem schwarzhaarigen, blassen Kindergewürm wimmelt, hängen, an Stricken aufgereiht, blecherne Töpfe oder blau niedertropfende Zeugstücke! Oder vor einer Thüre stehen eben fertig gewordene Särge aufgestapelt, und kleine Mädchen machen sich falsche Locken aus den abgefallenen Hobelspänen. Still ist es ja niemals in diesen schönen Gegenden, weil die Tischler und Schuster und Blechwarenhändler u. s. w.

alle ihre Hantierung auf der Straße treiben; sie pochen, sägen, nieten und hämmern, und die Weiber kochen, flicken, schnattern und strafen ihre Kinder ab, wobei diese natürlich heulen und schreien. Der abscheuliche Geruch von der ölgesottenen Frittura, die die Leute sich auf den Kohlenpfannen braten, benimmt einem dabei den letzten Rest von Atem und Besinnung.

Ein solches Höllengetöse aber, wie es an dem Abend, als Gödeke sich bei Persepholis seinen Korb geholt, aus einer dieser Straßen quoll, habe ich in Alexandrien, dem Herde alles ohrenzerreißenden Lärmes, doch noch selten gehört. Mein Wagen geriet in einen Volksauflauf, in dem er sich nur Schritt für Schritt weiter bewegen konnte, trotzdem der Saïs mit seinem Stock und der Kutscher mit der Peitsche auf Weiber und Kinder einschlugen. Alles kreischte, aber sie wichen nicht, denn sie fühlten vor Aufregung gar keinen Schmerz. Ich stand im Wagen auf, um mich zu unterrichten, was es gäbe. Die meisten der Mädchen hatten Ketten und schauderhaften Messingschmuck erbeutet und schwangen ihn, um ihn vor den beutegierigen Krallen ihrer schwarzäugigen Mitschwestern zu bewahren, mit erhobenen Armen hoch in der Luft.

Ja, — und nun sah ich auch den Mittelpunkt dieses Strudels. In einer nach der Straße offenen Butike, etwas erhöht, stand Gödeke; der Hemdkragen hing ihm zerrissen über den schwarzen Rock, und der Cylinder saß ihm rücküber auf dem langen Haar.

Und mit wildem Schwung warf er die Schätze seines neueingerichteten Kaufhauses unter die tobende, jauchzende, kreischende Menge. Seidenpapier und Pappschachteln lagen um ihn her aufgetürmt, — die Holzpferde und Lämmchen, Balldamen und Wickelkinder flogen nur so durch die Luft, und die Arche Noah öffnete sich dabei und streute ihre Einwohner auf die Köpfe der durcheinander wimmelnden, sich kratzenden und beißenden Kinderschar, und unzählige Händchen zappelten empor, um nur aufzufangen, soviel als möglich war.

Und dann ergriff er eine Kiste mit Wachsperlen, zerriß die Schnüre, um die Perlen händeweis den aufkreischenden Weibern ins Gesicht zu schleudern. Dazu lachte er wahnsinnig und rief ihnen Schimpfworte zu. Seine Stimme war so gell und hoch, daß sie durch all das Toben zu mir drang.

Nie in meinem Leben sah ich etwas so Herzzerreißendes, wie diesen Mann in seinem verrückten Schmerze.

Ich machte ihm Zeichen und rief ihm zu, aber er bemerkte mich nicht. Ich konnte nicht zu ihm, die Wagenräder hätten Dutzende von Kindern zermalmen müssen, ehe ich so weit vorgedrungen wäre.

Das sehe ich jetzt ein. Damals betrug ich mich wie ein Tier gegen meine beiden Nubier; — ja, jener war wie ein Narr und ich wie ein Tier! Geschlagen und gestoßen habe ich meinen armen Ali und fast von seinem Kutschbock heruntergezerrt, während er

mit seinem mohammedanischen Gleichmut nur antwortete: „Du siehst doch Herrin, daß wir nicht durchdringen können.“

O, meine Liebe, das ist das Unglück meines Lebens, — so weit werden Sie sich nie vergessen können, — nie! Es liegt im Blute, mit allem Denken und Studieren kommt man nicht darüber fort. Und immer packt's mich gegen die Schwarzen, — Europäern gegenüber selten.

Wenn ich heute noch wüßte, warum in aller Welt ich durchaus zu Gödeke wollte? Helfen konnte ich ihm doch nicht, und in solchen Augenblicken ist einem doch jeder Trost ein Ekel!

Ich wollte auch plötzlich nicht mehr.

Eine Stunde lang bin ich in der Stadt umhergefahren und hatte mit mir selbst genug zu thun, um die Lady und die Philosophin wiederzufinden, die mir abhanden gekommen waren.

Als ich zurückkehrte, war alles still. Fetzen von Seidenpapier und zertretenes Spielzeug lagen im Staube, der Laden war geschlossen, und trotz meines Rufens und Pochens ließ der arme Kerl mich nicht ein.

Gödeke war dann verschwunden, und wir hörten lange nichts von ihm. Aphrodite hatte sich inzwischen verheiratet, mit einem reichen Spekulanten, wie ihr Vater einer war. Sie besaß jetzt einen reizenden Cupido, aber sie selbst war unförmig korpulent geworden. Darum zeigte sie auch keine Lust mehr an Abenteuern, sondern blieb still und treu zu Haus auf

ihrem Divan, löffelte in Zucker eingekochte Rosenblätter und trank Sandelholz-Wasser dazu. Davon wurde sie immer stärker, so daß sie zuletzt einem Gebirge fast ähnlicher sah als einem Menschen. Meine Mutter ist mit ihr gegangen und verzieht nun ihren Cupido mehr noch, als sie dessen vergötterte Mutter verzogen hat. Was sollte sie auch bei uns?

Papa und ich waren sehr fleißig. Wissen Sie, daß ich meine Erziehung nur Papas Forscher-Manie zu danken habe? Es hat ihn interessiert zu ergründen, wie viel von seinem Geiste wohl in dem schwarzen Tierchen stecken mochte, das seine Tochter war. Also, — ich bin eigentlich ein Gelehrten-Experiment! Ich glaube, kein schlechtes. Papa und ich arbeiten gut zusammen. Wie viele Fahrten haben wir nicht den Nil hinauf gemacht nach Ober-Ägypten, auf die Ruinenfelder von Theben und Philä, wo wir unsre Ausgrabungen leiteten! Wir haben von dort viel Gutes mitgebracht.

Auf einer dieser Reisen war es, in Philä. Mein Vater war ans Land gegangen, um das Terrain zu untersuchen; ich hatte auf dem Verdeck unserer Dahabîye Briefe geschrieben und wollte ihn gegen Abend abholen. Da sah ich ihn bei den Säulen des Isis-Tempels mit einem Manne reden, der eine Filzkappe trug und um die Schultern eine Decke von Kamelshaaren, wie ein eingeborener Ägypter, aber dazu ein Paar sehr abgenutzte und geflickte europäische Beinkleider. Auch sonst paßte er nicht in die Landschaft.

Er besaß in seiner Haltung nicht die ruhigen, erhabenen Linien, die alles dort zeigt: die Tempelsäulen mit ihren Lotosblumen-Kapitellen, die Palmen, die schlanken, aufrechten, stillen Ägypter und Ägypterinnen und die feierlichen Kurven des geheimnisvollen Flusses. Er drehte mir den Rücken zu und setzte meinem Vater eifrig etwas auseinander, wozu mein guter Papa über sein ganzes, liebes, rosiges Gesicht lachte, und ich rief unwillkürlich: „Mister Gödeke!“

Er fuhr herum und starrte wie ein verfolgtes Tier, dessen Schlupfwinkel man entdeckt, mich zornig an.

Nachdem ich seinen wütenden Blick eine Weile freundlich ausgehalten hatte, sagte er sanftmütig: „Ja so, — Sie sind es, Miß Alison! Wie geht es? Ihr Vater, wie ich vermute?“

Er blinzelte Papa zu und lachte mit seinem lauten, herzlichen Kinderlachen, als ich mich stolz an Papas Arm hängte.

„Ich erklärte Ihrem Vater eben, wie man die Cholera bekommen kann, auch wenn durchaus keine Epidemie in der Gegend ist. Mein Mittel ist ganz unfehlbar. Ich versuchte es zweimal an mir selbst und es glückte immer. Es ist sogar ein Wunder, daß ich nicht gestorben bin,“ rief Gödeke so lebhaft und eindringlich, als müsse es die Hauptbeschäftigung jedes vernünftigen Menschen sein, derartige Experimente mit sich anzustellen.

Ich sagte ihm, er sei noch ganz der Alte. Darauf lächelte er wehmütig und bemerkte: „Wir bleiben schon immer wir selbst.“

„Darf ich Sie in meine Einsiedelei führen?“ fragte er dann. „Ich diene hier in Demut und Abgeschiedenheit der Allmutter Isis. Die Eingeborenen ehren mich als den Priester des großen, rätselvollen, weiblichen Prinzips und bringen mir Gaben, von denen ich mich nähre: Datteln, Mais und Brot.“

Seine Einsiedelei war eine Hütte aus Nilschlamm und Ruinenbrocken, wie die der anderen Fellachen, ebenso schmutzig und armselig.

Auch hatten, wie überall, die Tauben ihre Nester darauf geklebt, ihren Unrat darauf geworfen; sie gurrten, in Scharen zusammenhockend und auf- und niederflatternd, darüber.

„Die Vögel der Aphrodite lieben mich,“ sagte Gödeke, lockte die Tauben und fütterte sie mit Brotkrumen.

So hauste der Mann nun schon jahrelang in den Tempelruinen, umgeben von den gewaltigen, starren, grausig-bunten Bildern der Isis, der ägyptischen Göttin der Liebe. Eine Kiste mit Büchern hatte er bei sich, als einziges Zugeständnis an die moderne Kultur, der er den Rücken gekehrt hatte, weil sie die Ursache seines Lebensunglückes gewesen sei, wie er behauptete. Denn wäre Aphrodite nicht von der modernen Kultur verdorben worden, setzte er mir auseinander, so hätte sie ja einsehen müssen, daß nur der Dichter der Mann sei, dem sie angehören könne.

Das war seine fixe Idee: Aphrodite ohne die Sehnsucht nach Pariser Kleidern, rein aus der Hand der Natur. Als ob das nicht ein Unsinn wäre, zu

verlangen, ein schönes Mädchen solle kein Verlangen nach schönen Kleidern tragen! Eben solch ein Unsinn, wie die ganze Anbetung dieser mit künstlichen Gefühlen und verrückten Extasen einbalsamierten toten Liebe!

Zu verwundern ist nur, daß er darauf so wahre und ergreifende Verse machen konnte. Er hatte in Philä einige Gesänge zu seiner Aphrodite geschrieben, die von dem Entzücken des einsamen Träumens handelten. Die waren sehr schön. Mein Vater, ein feiner Kenner alter und neuer Poesie, wurde ganz bewegt davon.

Mir blieb es immer ein Rätsel, wie ein Mensch jahrelang die vollständige Abgeschiedenheit von Menschen seines Gleichen ertragen kann, der, wenn er wieder mit ihnen zusammentrifft, so von Mitteilungs-Bedürfnis übergeht, wie Gödeke an dem Abend, an dem wir ihn fanden. Was hat der Mann in den wenigen Stunden alles zusammengeredet! Er strömte sein Herz und seine Gedanken mit einem geradezu erstaunlichen Vertrauen aus. Ja, — es war doch etwas von einem großen Kinde in ihm.

Harmlos erzählte er uns wieder und wieder, daß die ägyptischen Weiber ihm als gottgesandten Fremdling Brot und Früchte brächten, und er sie dankbar von ihnen empfange, weil doch ein schöner Sinn darin liege, daß ein Dichter von den Opfergaben der Menge erhalten werde, der er die Geheimnisse des Lebens deute, und daß es allen Dichtern und Sängern so gehen müsse. My dear, — wir wissen ja, daß die Verehrung der Wahnsinnigen und der Cretins hier

von der Religion geboten ist. Unser Freund nahm keinen Anstand, von diesem Vorrechte Gebrauch zu machen. Er war in der That so etwas wie ein Gottbesessener und ein armer Narr dazu.

Meinem Vater gefiel er sehr gut. Er kam am nächsten Tage auf unser Nilboot, und während unseres Aufenthalts in Philä haben die beiden Männer manchen gelehrten Disput gehabt. Beide zeigten sich als Anhänger der klassischen Bildung, mein Vater war ein Oxford-scholar von einigen Graden, und Gödeke hatte in Deutschland Philologie studiert. So verstanden sie sich, wenn sie auf die Alten kamen, sehr gut.

„What an extraordinary person!“ sagte Papa oft und besprach mit mir weitläufig, wie wir es anstellen könnten, Gödeke einem menschenwürdigen, vernünftigen Leben zurückzugeben.

Heute muß ich sagen, es war eine unglückliche Idee von Papa, Einfluß auf eine Natur, wie die Gödekes, gewinnen zu wollen. Damals war ich Feuer und Flamme dafür.

Well, — der Mann willigte endlich ein, mit uns nach Alexandrien zurückzukehren. Er bekam von Papas Kleidern; ich neckte und plagte ihn so lange, bis er sich seinen jämmerlichen Bart rasierte. Nur an sein Haupthaar durfte man ihm nicht kommen.

„In meinen Haaren liegt meine Dichterkraft,“ behauptete er dann pathetisch und warf sich die lange Mähne, die ihm um die Ohren und über die Augen hing, von seiner schönen, ausgearbeiteten Stirn zurück.

Ach, meine Liebe, welche Mühe haben wir uns mit ihm gegeben! Meine beste Seife habe ich ihm auf seinen Waschtisch gelegt, und von Papas bestem Parfüm habe ich ihm hingestellt, damit er es zufällig über sich gießen und endlich den Geruch von Philä verlieren solle, — wahrhaftig, der Dichter der Liebe duftete immer nach Mumien; — Sie kennen doch diesen faden, fremden, widerwärtigen Geruch?

Damit er sich als freier Mann fühle, mietete Papa, der liebe, alte Mann, ein hübsches Zimmer für ihn in der Stadt.

Nach ganz kurzer Zeit trafen wir ihn doch wieder, wie er sein Mittagsmahl auf der Straße bei einem von den schmutzigen Herumträgern verzehrte. Als wir ihn darüber zur Rede stellten, kam es heraus, daß er auch schon längst nicht mehr in der für ihn ausgesuchten Wohnung lebte, sondern bei irgend einem Kutscher einen Winkel über einem Stall, mit einem Baumwollsack als Lager, inne hatte. Sein Geld war für wertvolle Werke ausgegeben, die er mit großen Kosten von Deutschland hatte kommen lassen. Er suchte uns begreiflich zu machen, daß all die äußeren Bequemlichkeiten seine Schaffenskraft nur hinderten, und daß besonders gute Nahrung an ihm verschwendet sei. Er besäße die Erfahrung, daß der Hunger ihn sogar in eine leichte, freie und phantastische Stimmung versetze. Diese Behauptung schien nicht übertrieben. Ich habe niemals früher oder später einen Menschen kennen gelernt, der so unabhängig von den Bedürfnissen des Leibes gewesen wäre, wie

Gödeke. Eine rohe Gurke gewährte ihm wirklich genug Nahrung für einen ganzen Tag. Freilich sah er auch zum Erbarmen hager und gelb aus.

Lange hielten wir ihn nicht. Die alte Unruhe und Einsamkeitslust faßten ihn plötzlich, er blieb ohne Abschied weg.

Nach einigen Wochen erschien er zu unserer Überraschung wieder bei uns, — hier auf der Veranda! Lieber Himmel, was war in der Zeit aus Papas Kleidern geworden! Papas seidenen Regenschirm hatte er auch irgendwo auf dem Karmel stehen lassen. Er war mit einem Kornschiff in das heilige Land hinübergefahren; sehr munter kehrte er zurück. Und wie konnte er erzählen! Man sah die Gegenden und die Menschen und die Beleuchtung der Dinge, während Gödeke davon sprach.

Er hatte auch Verse für mich mitgebracht. Denken Sie, — Gödeke hatte ein Sonett für mich gemacht! Ein regelrechtes Sonett auf ein so regelwidriges Geschöpf wie mich, das bringt auch nur ein deutscher Dichter fertig . . .!"

Miß Alison hielt nach dieser letzten Bemerkung inne. Die Verse, über die sie sich so spöttisch äußerte, sagte sie meiner Mutter nicht. Das schwarze, kluge, sonderbare Gesicht erstarrte in Träumerei, nur in den kleinen Augen mit den unruhigen, weißen Augäpfeln zeigte sich ein rastloses Leidenschaftsleben. — —

„Wir versuchten es noch einmal," sagte Miß Alison eilig, als wolle sie ihre Erzählung schnell beenden und mit allem fertig werden. „Ich dachte,

Gödeke sollte bei uns im Hause wohnen, aber Papa war dagegen. Er mietete ihn aufs neue ein und abonnierte für ihn in einem kleinen, anständigen Restaurant. Papa war herrlich, wie er Gödeke auseinandersetzte, daß er seine Aphrodite beenden müsse, daß es jetzt für ihn an der Zeit sei, ein berühmter Mann zu werden, daß die Aphrodite gedruckt werden müsse u. s. w.

Gödeke war ganz damit einverstanden, ein berühmter Mann zu werden. Er setzte uns gleich ein fertiges, farbenprächtiges Bild dieser seiner Zukunft vor, so aus Satire und Pathos gemischt, wie er alles gern hatte.

Wir haben uns an dem Abend köstlich mit ihm unterhalten, — und wie haben wir gelacht! — —

Einmal hatte er auch Aphrodite wiedergesehen. Auf dieser Veranda saß sie bei mir, umhüllt von einer Menge Spitzen und Seide, als er aus der Stadt heraufkam, mich begrüßte und mit mir sprach, ohne sie auch nur zu bemerken. Er ging dann zum Vater hinein. Ich glaube, er hat sie nicht wiedererkannt.

Irgend ein Teufel trieb mich, ihn später zu fragen: „Fanden Sie nicht auch, Mr. Gödeke, daß meine Schwester sich sehr verändert hat?“

„So, — das war sie?“ antwortete er zerstreut, „das war sie . . .?“

„Man sollte danach meinen, seine große Liebe wäre mit der Zeit doch sachte zerbröckelt und vergangen. Aber Dichter, my dear, sind sehr sonderbare Geschöpfe. Man darf ihnen niemals trauen, —

sie fühlen so anders als gewöhnliche Leute. Je gleichgültiger Miß Aphrodite Persepholis oder Madame Menotti, wie sie jetzt hieß, Herrn Alexander Gödeke geworden war, desto hartnäckiger wurde der Kultus, den er mit seiner idealen Aphrodite trieb, mit diesem Geschöpfe seiner eigenen Phantasie.

Es war da nichts zu machen! Ich hätte das einsehen sollen. But — somehow, — ich dachte, es könnte ja Hand in Hand gehen, — ein bißchen altgriechischer Götzendienst und ein gutes, vernünftiges Leben mit einer Frau, die ihn verstand und ihm in verschiedener Hinsicht genützt hätte, wenn sie auch in der Farbe ein wenig mißraten war.

Mein Vater hielt große Stücke auf Gödeke. Wir wären dann nach Deutschland gegangen, — für ein paar Jahre, — um ihn bekannt zu machen.

Vielleicht hätte ich mehr Geduld haben sollen . . . ."

Hier hörte Miß Alison auf zu erzählen. Sie war unter ihrer schwarzen Haut ganz blaß geworden. Es hat etwas Schauerliches, wenn ein Negergesicht erbleicht, es bekommt dann etwas so Fahles, Graues, Totes. Sie zitterte, und die Zähne, dieses prachtvolle, wilde Gebiß, schlugen ihr mit leisem Klirren gegeneinander. Sie ging auf die Veranda hinaus; dort stieß sie die Stühle heftig gegen einander und dann lief sie nach der Klingel, riß daran und bestellte mit hastigen, verächtlichen Gebärden bei dem Diener Eiswasser, von dem sie gierig trank.

Meine Mutter sah sehr nachdenklich aus.

„Ich begreife doch nicht, — ich begreife wirklich nicht . . . .“ begann sie zaghaft und traurig, „Sie schildern ihn doch als einen so gescheidten Mann . . .“

„Nein, gescheidt war er nicht, — bedeutend war er und geistreich, — aber nicht gescheidt!“ rief Miß Alison heftig, mit funkelnden Augen. „Was ging mich seine verrückte Liebe an! — — Aber er meinte ja,“ sagte sie plötzlich leise, — so leise, daß ich ihre Worte kaum noch hören konnte, „ich sei ihm zu wertvoll, und — — das war eine Lüge! Er hat sich vor mir gefürchtet . . . . Ich habe es gesehen. Das ist die Wahrheit!“

Welche Grimasse von Schmerz, Wut und Zorn! Da regte es sich wieder, das wilde, afrikanische Blut. Der Dichter der platonischen Liebe hatte sich davor gefürchtet! — —

Wenn ich mir jetzt, als reife Frau, jene Scene in die Erinnerung zurückrufe, so erfüllt mich immer Staunen vor der Macht der kühlen, guten, englischen Erziehung, die diese Natur täglich aufs neue in die zarten Bande europäischer Sitte und hochkultivierten Fühlens zwang, der Erziehung, die das dunkle Mädchen mit geblähten Nüstern und atemloser Stimme weiter-reden ließ: „Well, — und daraufhin ist er nicht wiedergekommen. Ich weiß, ich hätte mich beherrschen sollen, — ich weiß, ich hätte es gesollt! — Im Grunde war es die fürchterliche Unruhe, dieser Hang zum Wandern und zur Einsamkeit, was ihn forttrieb. Wenn man ihn zwang zu leben, wie er nicht wollte, wär’s auch zu seinem Besten und natürlich mit aller Rücksicht,

geschehen, dann wurde er roh und brutal und sagte die beleidigendsten Dinge, trotzdem er so gutmütig war."

Es trat wieder eine Pause ein.

„Und nun?" fragte meine Mutter zuletzt, denn das konnte kaum der Schluß sein, „nun hat er Ihnen doch sein Werk geschickt?"

„Geschickt?" fragte Miß Alison verständnislos nnd blieb stehen, denn sie lief, offenbar mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, im Zimmer auf und nieder.

„Ja, — oder ist er selbst noch einmal bei Ihnen aufgetaucht?"

„So, Sie wissen nicht?" sagte Miß Alison. „Ja, — ich habe ihn noch einmal wiedergesehen, als er da drüben an der Cholera starb. — — —

— Sie brachten ihn mir von der Straße herein, — wie die andern auch, von der Straße, in Lumpen, einen Vagabunden. — Wir wollen nicht davon reden. Es ist ja nun alles vorüber. Man hatte ihn gleich beim ersten Anfall hereingetragen. Danach erholte er sich noch einmal und erkannte mich. Ich hatte ihm das unglückselige Manuskript aus der Brusttasche seines Rockes gezogen, weil ich glaubte, es könne ihm weh thun; es sah schmutzig und abgenutzt aus. Mit dem linken Arm hielt ich ihn aufrecht.

„Miß Alison," sagte er, „o, Miß Alison, was sind Sie für eine Frau . . . .!"

Und als er das Manuskript der Aphrodite in meiner Hand sah, lächelte er und sagte: „Behalten Sie es, — das große Glück und die große Thorheit

meines Lebens! Es soll nun alles Ihnen gehören. Es ist vollendet."

Ich mußte mich dicht zu seinem Munde niederbeugen, um seine Worte zu verstehen, — er war so sehr schwach, und die anderen Kranken stöhnten und schrieen laut in ihren Krämpfen.

Und da kam unser Diener herein und rief mir zu, mein Vater befinde sich unwohl. Ich lief besinnungslos vor Schrecken hinaus und ließ Gödeke allein. Die Wärterin folgte mir. Den Augenblick hat er benutzt, um sich aus dem Zimmer zu schleppen und fortzukriechen. Ich weiß, er wollte nicht, daß jemand seine letzte Qual sehen sollte.

Als ich mich überzeugt hatte, daß es nur ein leerer Schrecken mit Vater gewesen, haben wir mit Laternen in der Umgegend gesucht. Dort hinaus, — auf dem weißen Sandhügel, im hellen Mondschein lag er tot.

Ich habe seine Aphrodite drucken lassen." — —

Wir verabschiedeten uns dann von Miß Alison. Ich mußte mich noch oft umsehen nach dem weißen Haus auf dem gelben Sande und nach der von rosenrotem Mull und zarten Spitzen umflatterten und vom Seewinde umwehten Gestalt, mit dem schwarzen, klugen, fremdartigen Gesicht, das keine Heiratsfarbe trug.

(Ende.)

Druck der Freyhoffschen Buchdruckerei in Nauen.

Romane von Gabriele D'Annunzio:

Lust.

.... D'Annunzio ist immer mehr zu dem längst ersehnten wahren modernen Romanzier geworden, der es versteht, das Leben unserer Zeit kühn und lebendig in Poesie zu gießen. Der Roman „Lust" zeigt in reinster Romanform die große Kunst des Italieners, neben einer spannenden Handlung von ergreifender Lebenswahrheit die vielen und vielseitigen Formen moderner Kultur und auch Überkultur dem Leser reizvoll nahe zu bringen. D'Annunzio scheut in dieser faszinierenden Liebesgeschichte vor keinem Extrem zurück, er läßt uns gleicherweise auf die Gipfel, wie in die Abgründe menschlicher Empfindung blicken. Der Held des Romans ist ein Träger moderner Qualitäten in ihrem guten und schlechten Sinne, wie ihn noch kein Dichter geschildert hat, und die Sensivität des D'Annunzioschen Geistes hat es fertig gebracht, dem Leser hier ein unerhört überraschendes Bild aller unserer Kulturfrüchte zu geben, von der Kunstauktion bis zum Rennsport, von der Unergründlichkeit der Liebesstürme bis zur intimen Ruhe in der großen Landschaft.

Wiener Tagblatt.

Der Unschuldige.

Es ist ein Kunstwerk ersten Ranges, dieser Roman mit seiner Realistik und doch seiner Unsumme von tiefem, abgrundtiefem Gefühle, seinen packenden und doch so wunderbar abgetönten Schilderungen, seiner klaren Psychologie. Es ist ein Buch für gereifte Charaktere, die es mit wachsendem Interesse lesen, die es nicht eher aus der Hand legen werden, als bis sie am Ende angekommen. **Die redenden Künste.**

Der Triumph des Todes.

„Trionfo della Morte" ist vielleicht das bedeutendste Werk nicht nur der neueren italienischen Litteratur. Es ist ein künstlerisches Werk, in dem das moderne Denken und Fühlen ihren typischen, poetischen und plastischen Ausdruck gefunden haben. Der Widerhall fast aller Ideen, von denen die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts beherrscht wird, in der Seele eines empfänglichen, nach dem Endzweck des Lebens, nach individueller Erkenntnis ringenden Menschen ist hier von D'Annunzio mit seltener Tiefe und Sicherheit dargestellt. Nicht in toten Symbolen, sondern in lebendigen Gestalten kommt hier der Geisteskampf der vielleicht überreifen, aber jedenfalls nicht unreifen modernen Seele zum Ausdruck. **Neue Deutsche Rundschau.**

Romane von Herman Bang:

Am Wege. Roman.

„Am Wege“ ist eine eigenartige Arbeit von intimem Reiz. Die Leser werden unbewußt unter den Willen des Erzählers gezwungen; er weiß ihnen seine Welt so anschaulich und vertraut zu machen, daß sie hören und sehen wie er, als hätten sie unter all den Leuten des kleinen Kirchspiels in beschaulicher Freundschaft gelebt. Trotz des gesunden Realismus und der frischen Art des Erzählens wirkt das Ganze ruhig-abgeklärt; wie eine stille Melodie, die ein heimliches Trauern weckt, das über persönlichem Leid und persönlichem Glücke steht.

Das Buch wird reife, denkende Leser bis zur letzten Seite fesseln, es bietet eine Fülle prächtiger charakteristischer Schilderungen allerlei Lebens; leise, schwermütige, müde, wie die Bilder bei Kathinkas Heimatsbesuch, und lustige, fröhlich-derbe, wie die Jahrmarktsfahrt und das Fest im Pfarrhaus.

Hamburgischer Correspondent.

Die vier Teufel. Excentrische Novelle.

... Eine feine Künstlerhand hat hier die Feder geführt und mit unerbittlicher Konsequenz von dem Tod zweier armen Clowns erzählt, ehe sie vom Leben etwas hatten. Ein Kunstwerk alles in allem! **Blätter für litterarische Unterhaltung.**

Hoffnungslose Geschlechter. Roman.

.... Der Gesamteindruck ist ein gewaltig packender, ein in geradezu schmerzhafter Weise erschütternder. Der Verfasser schildert die letzten Sprossen einer degenerierten Adelsfamilie: einen im Wahnsinn endenden Vater und dessen Sohn, der als trauriges Erbteil von der Familie her eine übergroße Empfindsamkeit erhalten hat und an deren Folgen zu Grunde geht. „Nervöse Spannkraft“ an Stelle der gesunden Lebenskraft in anderen Jünglingen, das ist das charakteristische und tragische Agens im Leben dieses Helden, und alle Merkmale desselben sind von dem Verfasser ebenso fein der Natur abgelauscht wie markig dargestellt. Zu den wirksamsten Stellen des Buches gehören die, in denen die Seelenangst der Mutter und der beiden Kinder um den so merkwürdig verwandelten Högs geschildert wird, und dann der Wahnsinnsausbruch bei letzterem. In dieser Szene zeigt Bang deutlich, daß er sowohl über die Kraft wie über den Adel wahren Dichtertums verfügt: was aus ihr zu dem Leser spricht, ist echte, markerschütternde Tragik.

Leipziger Tageblatt.

Felix Holländer:

Der Weg des Thomas Truck.

Roman. 2 Bände. 4. Auflage.

.... Das Erscheinen dieses Buches bedeutet ein wirkliches Ereignis der deutschen Litteraturgeschichte. Welch eine Fülle von interessanten Zeittypen und Persönlichkeiten quillt vor uns auf. Wie blutvoll und verschieden sind diese Menschen.

Vossische Zeitung.

... Ein Erziehungsroman ist auch Felix Holländers „Thomas Truck", aber ein Erziehungsroman im höchsten Stile, geistig wie künstlerisch. Ich stehe nicht an, das Werk zu den bedeutendsten Litteraturschöpfungen der letzten Jahrzehnte zu rechnen, zu den Schöpfungen, die eine Epoche abschließen und eine neue heraufführen. Geistig wie künstlerisch zieht er gleichsam die Summe aus den Entwicklungen des vorigen Jahrhunderts; es spiegelt noch einmal all die Erscheinungen wieder, die im wesentlichen den Gang der jüngsten Entwicklung bestimmten, es konzentriert in sich die Ergebnisse der modernen Litteratur- und Geistesbewegungen und führt über diese Ergebnisse hinaus zu neuen Aus- und Fernsichten. Von Goethe zu Tolstoi leitet der Weg, den das Werk durchmißt, von der Skepsis zur Gläubigkeit, vom Naturalismus zum Idealismus. Künstlerisch imponiert an dem Roman in erster Reihe die fast homerische Objektivität, mit der Holländer seinen Gestalten wie den Bewegungen der Zeit gegenübersteht. Eine Objektivität jedoch, die nichts Kühles und Gemessenes hat, die, wo es darauf ankommt, eine leidenschaftliche Anteilnahme keineswegs ausschließt ....

Velhagen und Klasings Monatshefte.

... Es ist der reiffste, tiefste und fesselndste Roman, den Felix Holländer bisher veröffentlicht hat. Er knüpft an das große Goethesche Vorbild und an Kellers „Grünen Heinrich" an. Die Weltanschauung des Thomas Truck trägt Holländer nicht in den trockenen und nüchternen Formeln der Denkarbeit, sondern in schwungvollen, poetischen Apostrophen vor. In dieser Zeit der Gärung und des Ringens um neue Welterkenntnis verdient dieser Roman die ernsteste Beachtung. Er zeigt von neuem die Thatsache, daß es heute gerade die Dichter sind, welche mit neuen Ideen bahnbrechend vorangehen.

Der Tag (Berlin).

Ellen Key:

Essays.

3. Auflage.

.... Ich kann es nicht warm genug empfehlen für den, der sich mit den in den Vordergrund getretenen Fragen des modernen Lebens auseinandersetzen will. Der hinreißende Stil, der freiflutende Enthusiasmus macht dies Buch des Glaubens zu einem modernen Erbauungsbuch. In den Essays „Weibliche Sittlichkeit" und „Das Weib der Zukunft" zeigt sich wieder die große Liebe für ihr Geschlecht, diesmal in kühneren und nie gesprochenen Worten; aber dann greift sie weiter aus und gleich Emerson mit dithyrambischem Schwunge singt sie das Hohelied der Persönlichkeit, der bewußten Seele in den Essays „Kulturveredlung", „Stille", „Mut", „Die Freiheit der Persönlichkeit". Wenn man doch dergleichen in großen Massen unters Volk werfen könnte! Und noch mehr großes steht darin. Da füge ich wieder eins hinzu zu den wenigen Büchern, die ich stets mit Vorteil für meine Stimmung aufschlagen werde. Es ist bezeichnend, daß in diesen Tagen ein solcher prophetischer Ton auf jener Seite sich herauswagt. Kein Mann redet heute so mutig und siegesgewiß. Ich denke, Ellen Key wird den Haß und die Verunglimpfung der Kleinen, Parteien ertragen können. Ich grüße sie mit Hochachtung.

Ernstes Wollen.

Die Wenigen und die Vielen.

Neue Essays.

Ellen Key, was für ein Name! Was für eine Summe von begeisterter Arbeit, von nachhaltigen Erfolgen geht von ihm aus .... Eine mit blendendem Geiste geschriebene Betrachtung über das Verhalten des Sozialismus zum Nietzscheschen Individualismus leitet den geschmackvoll handlich ausgestatteten Band ein. Es folgen tiefgedachte Betrachtungen über das Problem des Egoismus und Altruismus, über die Seelenkunst Ibsens. Als das Hervorragendste des Werkes möchten wir die drei Essays bezeichnen, die mit bilderreicher Sprache tiefgehende Fragen des Rechtes und Unrechtes der Frauen und ihrer Bestrebungen behandeln. Sie enthalten eine Blütenlese von Ansichten, die für Jahrzehnte, ja vielleicht für immer geltende Wahrheiten enthalten.

Arbeiterwille.

Thomas Mann:

Buddenbrooks.

Roman. 2 Bände.

. . . Vier Generationen einer Lübecker Patrizier-Familie, vier Großkaufmanns-Generationen läßt der Dichter vor uns einander ablösen. Wir sehen Kinder heranwachsen, heiraten und wieder Kinder in die Welt senden, wir sehen diese scharf contourierten und mit frappanten Einzelzügen deutlich von einander abgesetzten Menschen essen, schlafen, sich sehnen, sorgen, schaffen und erkranken. Und aus ihrem Wesen wächst ihr Schicksal. Mit einer Technik, die nur strengste Selbstzucht einer blutstrotzenden Phantasie abringt, wird das Hinsiechen dieses gewaltigen Baumes — Familie Buddenbrook — in Bildern von vehementer Regsamkeit entwickelt. Wie in den Kindern schon, die in die Tradition wachsen sollen, der Keim des Niederganges treibt, wie sich mühsam die eben ragenden Glieder oben zu halten suchen, wie unausweichlich das Ende naht, der psychische und physische Zusammenbruch, das im Blute gegebene, vor neidischen und hämischen Mitbürgern, die knirschend verehren mußten, nicht mehr zu maskierende Absterben. Ein Zug ins Ungemessene eignet allen Buddenbrooks. Und die Kraftlosigkeit ihrer gesamten Konstitution verdirbt diesen nicht recht begriffenen, aber von einzelnen zäh bekämpften Trieb. Da ist Thomas, der Konsul, das Haupt der Familie, der seiner Firma und ihrer Wucht nicht mehr gewachsen ist, da ist Toni, seine Schwester, aufgewachsen in gläubiger Ehrfurcht vor dem Glanze ihres Vaternamens, da ist Christian, der Bruder, das wandelnde Symbol der Decadence seines Hauses, begabt, ironisch, cynisch, marklos, da ist der kleine Hanno, die bange Zukunftshoffnung des entwurzelten Machthabers, dem selbst die Standarte des Hauses aus den zitternden Händen sinkt, Hanno, der langsam Sterbende, das scheue Kind, das nicht mehr Mann werden kann, weil es der Sohn der Ohnmacht ist.

Was ist das Wunderbare an diesem unbewegten, mit fester Chronistenhand Zeile um Zeile sorgfältig aufgebauten Buche? Warum erleben wir an der eigenen Seele alle diese so gleichgiltigen Geschehnisse, diese Tagtäglichkeiten eines weltabgeschiedenen Bürgerhauses, warum ist es uns, wenn wir den Band dann vor uns hinlegen, weh und wund ums Herz? Ist es die unerhörte Meisterschaft der Darstellung, diese kalte, ruhige Macht der Erzählung? Ist es der helläugige, sonore Dichter, in dessen Schatten diese Menschen wurden und verdarben? Rühren wir nicht an dieses zarte Geheimnis. Es ist das Märchen der Schöpfung.

Auszug aus einem Feuilleton der **Wiener Abendpost.**

Romane von Gabriele Reuter:

Frau Bürgelin und ihre Söhne.

Roman. 4. Auflage.

„Frau Bürgelin und ihre Söhne" ist ein Roman **von Wert.** Daß Väter und Söhne einander nicht verstehen, das ist schon hundertmal dagewesen. Aber daß eine liebevolle Mutter ihren Söhnen zur Tyrannin wird, daß eine Frau von hoher Bildung und hoher Gesinnung in der Erziehung ihrer Söhne das furchtbarste Fiasko erlebt, an dem sie — und der ältere Sohn beinahe ebenfalls — zu Grunde geht, das in einem höchst fesselnden und die ganze Tragik eines solchen Verhältnisses erschöpfenden Romane darzustellen, war der talentvollen und künstlerisch gewissenhaften Gabriele Reuter vorbehalten. **Berner Bund.**

Ellen von der Weiden.

Roman in Tagebuchaufzeichnungen. 4. Auflage.

Zu den feinen Kennern der weiblichen Seele gehört unstreitig Gabriele Reuter, deren psychologischer Roman „Aus guter Familie" in wenigen Jahren zehn Auflagen erlebte. Auch ihr neuester Roman „Ellen von der Weiden" ist in erster Reihe ein Seelengemälde von schier unübertrefflicher Feinheit der Ausführung. Trotz des vorwiegend reflektierenden Inhalts ist keine Zeile langweilig, überall begegnet man tiefen und wahren Gedanken und, was die Hauptsache ist, auch wo die Verfasserin die heikelsten Themata berührt, bleibt sie immer decent, so daß das Buch auch denkenden jungen Damen unbesorgt in die Hände gelegt werden darf. Das Buch kann als ein geistvolles, durch keine Laszivität getrübtes Kompendium dessen betrachtet werden, was von den Frauenrechtlerinnen über die Frauenfrage und alles, was mit ihr zusammenhängt, geschrieben worden ist. **St. Petersburger Zeitung.**

Frauenseelen. Novellen. 3. Auflage.

. . . Den Frauen, die im Zentrum des Berliner litterarischen Lebens stehen, werden die Frauenseelen schon bekannt sein, denn ihre gefeierte Autorin las die meisten dieser Novellen in verschiedenen Vortragsabenden mit großem Beifall vor. Die schwere Resignation, die sich über diese Charaktere breitet, ist das Typische dieser hochinteressanten Skizzensammlung. Schade, daß das alles so unwiderleglich wahr ist, was uns Gabriele Reuter darin unerbittlich entgegenhält. Mit unendlich feiner Sicherheit zeichnet die Autorin das Geheimnisvolle der Frauennatur, das in verzehrender Sehnsucht nach Eigenleben und Verständnis ringt. **Deutsche Warte** (Berlin).

John Henry Mackay:

Der Schwimmer.

Roman.

So ist auch dieser Roman, die Geschichte eines Meisterschwimmers, in seiner Beherrschung des Stofflichen, in der exakten Kenntnis des Schwimmsports mit allen seinen Künsten, Finessen, Tricks und Lockungen, fast in der Manier eines Sportberichtes geschrieben. Aber das Künstlerische daran ist die Auffassung des Themas. Gezeigt wird ein junger Mensch, der in dieser Leidenschaft sinnlichen, einzigen Genuß, Entwickelung und höchstes Gefühl der eigenen Körperkraft und Schönheit, dann Ehrgeiz, Ruhmsucht im ungemessenen Erfolg und schließlich die grausame Tragödie der Einsamkeit und Enttäuschung erlebt. Das Gleichnishafte jedes nach Ruhm greifenden Lebens wird eben in diesem bescheidenen Meisterschwimmer dargestellt, ganz mit unabsichtlicher Ruhe und Sicherheit löst es sich aus, und so ergiebt sich eine wahrhaft schöne, tragische Ironie.

Die Wage (Wien).

Jakob Wassermann:

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Roman. 4. Auflage.

. . . . Manche sinnende Stirn wird sich darüber beugen, manches Auge wird sich feuchten und aus verschütteten Tiefen wird eine wehmütige Bejahung aufsteigen. Ueber den Glanz seiner bildnerischen Phantasie, über die Pracht seiner Sprache will ich nicht weiter reden, nachdem ich schon einige Proben gegeben habe. Es kam mir auch nicht darauf an, das Buch nachzuerzählen oder zu analysieren, sondern ihm Freunde zu erwerben und dem Leser zu sagen, was ihn an ästhetischer Freude und menschlichem Gewinn erwartet. Seitdem der alte Fontane tot ist, der das Schicksal der kleinen Effi Briest in die verstehende Milde der Alterserfahrung gehüllt hat, ist in diesem Frauenroman zum ersten Male wieder ein Kunstwerk zu begrüßen und ein Künstler, der menschlich tief und reich genug scheint, um eine Entwickelung zu noch reiferen Werken zu versprechen.

Vossische Zeitung (Berlin).



EN

TI

END O

PLE

REV